Jahrgang VII. Nummer 9. November 1928.

B'NAI B'RITH

MONATSBLÄTTER DER GROSSLOGE

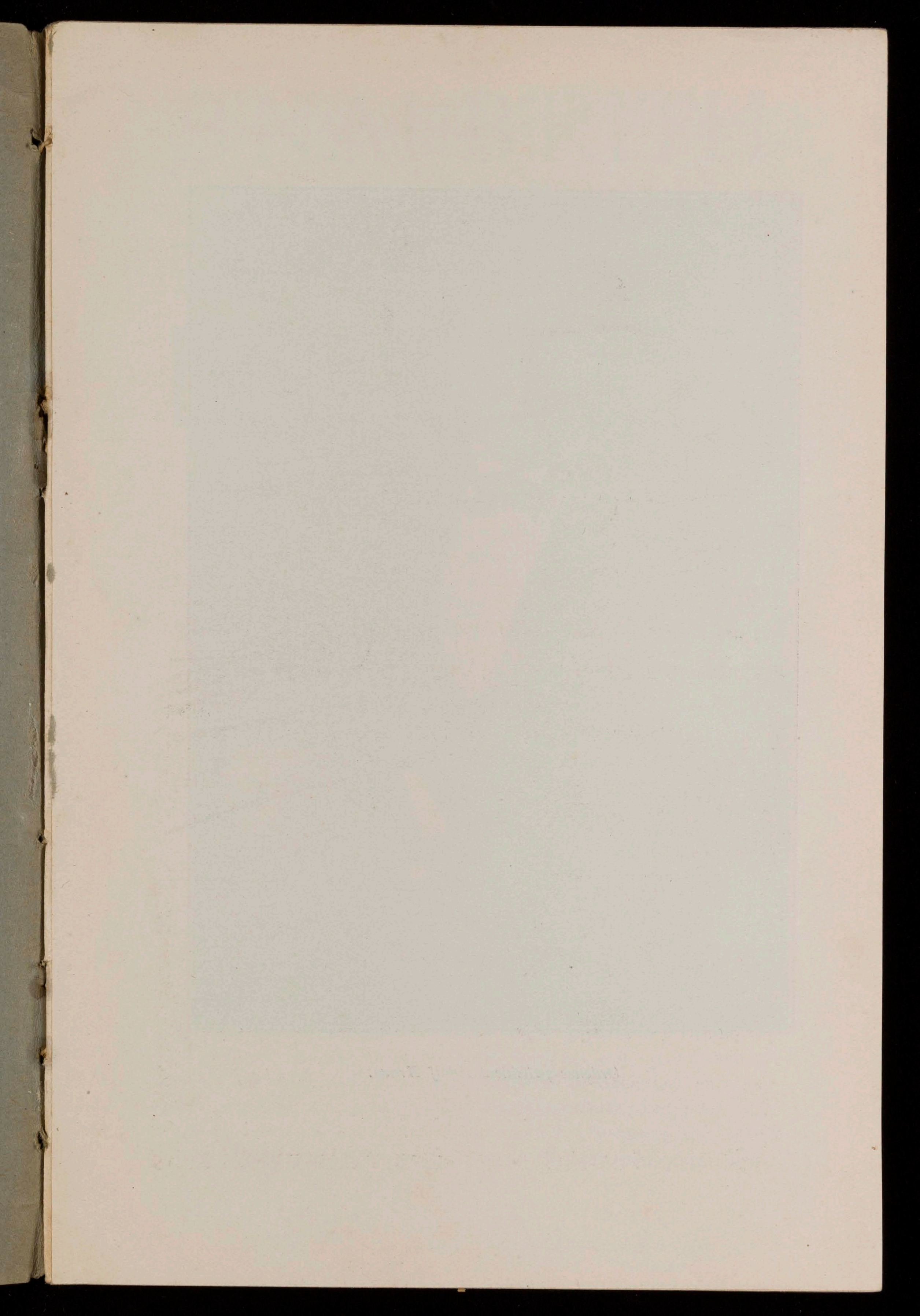
FÜR DEN

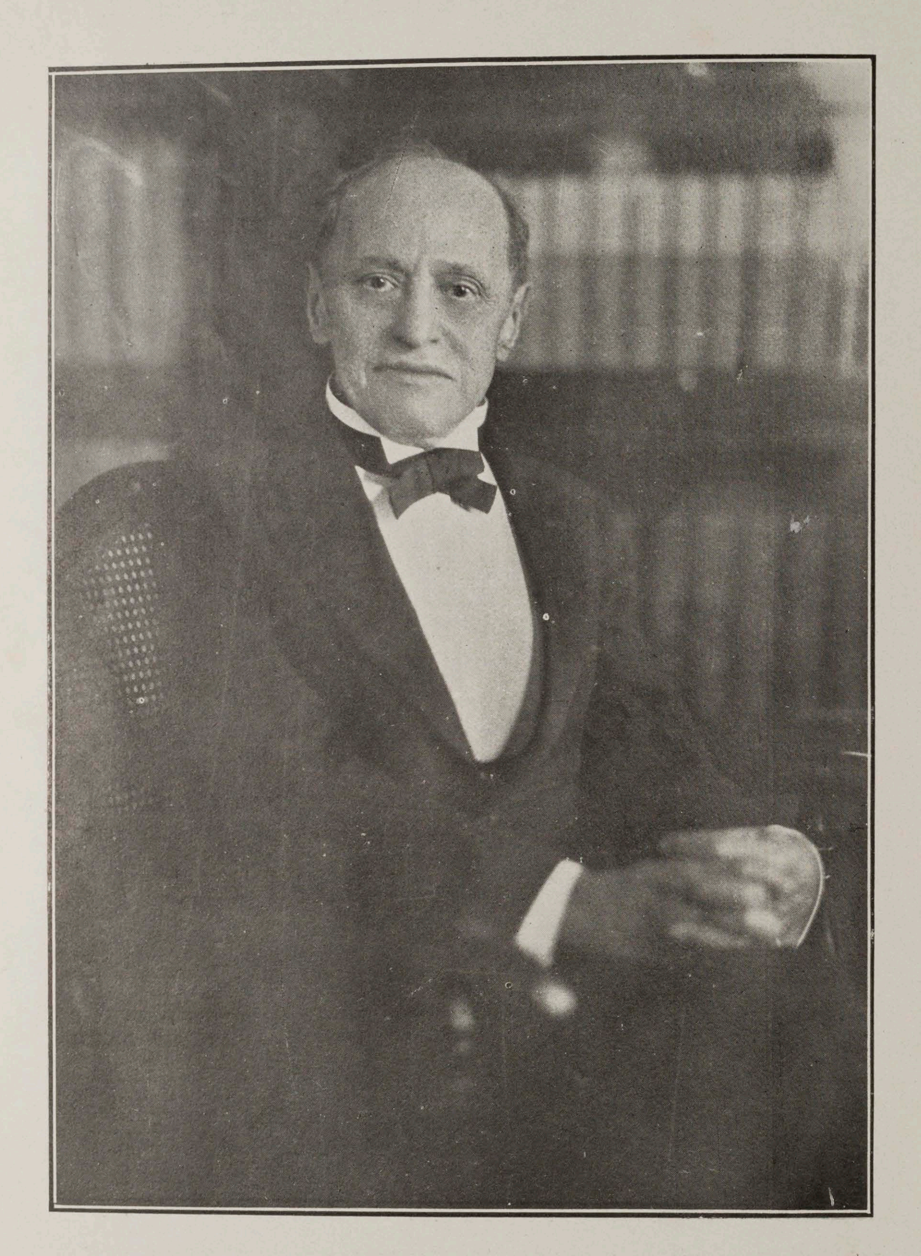
ČECHOSLOVAKISCHEN STAAT X. I. O. B. B.

INHALT:

IM SELBSTVERLAGE DER GROSSLOGE.

NICHTMITGLIEDERN GEGENÜBER ALS MANUSKRIPT GEDRUCKT.





Ordensexpräsident Adolf Kraus.

B'NAI B'RITH

MONATSBLÄTTER

DER GROSSLOGE FÜR DEN ČECHOSLOVAKISCHEN STAAT X. I. O. B. B.

JAHRGANG VII. NUMMER 9. NOVEMBER 1928.

ADOLF KRAUS.

Am 22. Oktober ist in Chicago Ordensexpräsident Br. Adolf Kraus, 78 Jahre alt, gestorben. Für die heutige Generation unseres Ordens bedeutete er das Wahrzeichen des brüderlichen Führers schlechthin. Denn wiewohl er auf der Konventionsgroßloge von 1925 nach zwanzigjähriger Präsidentschaft die Leitung des Ordens den jüngeren Händen Alfred M. Cohens anvertraute, so waltete doch bis in seine letzten Lebenstage der Anteil seiner Persönlichkeit rege und unablässig über der Gemeinschaft, in der sein Wirken das Echo fand, dem niemand menschheitsgeschichtliche Bedeutung wird absprechen können.

Namentlich wir Brüder des tschechoslowakischen Distriktes haben in Adolf Kraus, der unserem Lande entstammte, jene persönliche Vertrautheit gespürt, die leicht die Brücke von uns zum großen Gebiete des amerikanischen Ordens geschlagen hat. Und er, der ganz Amerikaner geworden war, beobachtete immer mit dem Gefühl innerer Zugehörigkeit das Leben in Europa. Man erinnert sich, wie er im Herbst vorigen Jahres spontan an unsern Br. Großpräsidenten Worte heimatlichen Bekennens und einer freudigen, ja verwandtschaftlichen Verbundenheit richtete und ihm sein Bild einsandte, das nun als Bild des Gedenkens diesem Hefte vorangestellt ist. Und man erinnert sich, wie er nach seiner Europareise, im Jahre 1910 der Conventionsgroßloge über die ganz spezifisch europäische Auffassung des Ordens- und Brudergedankens berichtete und sie den amerikanischen Logen als Vorbild hinstellte. „Wir sollten nicht die Quantität," sagte er damals im Hinblick auf die Masseneinführungen neuer Kandidaten in Amerika, „sondern die Qualität im Auge haben. Reichtum und soziale Stellung sollten nur wenig Einfluß haben. Entscheidend ist einzig und allein nur der Chrarakter." Er hat so ein Stück europäischer Logenkultur mit nach Amerika getragen und hat wiederum durch die Anregung zum Katastrophenfond, durch seine Aktion für die Kriegswaisen, durch seine

Intervention für bedrängte Teile des Judentums, die machtvollen Möglichkeiten der amerikanischen Logen in den Dienst der europäischen Juden gestellt. Wir bringen in einem der folgenden Artikel ein dokumentarisches Zeugnis für seine Tätigkeit im Dienste der jüdischen Menschenrechte nach dem Kriege. Wir wissen aber, daß diese Tätigkeit schon lange vor dem Kriege Bedeutsames geleistet hat, so, als er gegen die Pogrome in Rußland und Rumänien die höchsten Behörden Amerikas anrief, oder als er im Friedensschluß zwischen Rußland und Japan oder bei der Kündigung des amerikanischen Handelsvertrages mit Rußland seinen Einfluß geltend machte. Und wenn hier die einzige Macht, auf die er sich stützte, die Macht des sittlichen Gewissens war, so wußte er ebenso Großes zu erwirken, wenn es galt, Hilfsmittel für Unglückliche zu beschaffen. Ihm ist der Zusammenschluß der großen amerikanischen Wohltätigkeitsvereine zu danken, durch den erst eine Hilfe für die durch den Krieg verelendeten ostjüdischen Massen ermöglicht wurde.

In seine Präsidentschaft fiel die kritischeste Zeit für den Orden: die Zeit des Weltkrieges. Der Persönlichkeit von Adolf Kraus ist es vor allem zu danken, daß die innere Einheit des Ordens aus dieser Krise vertieft und gestärkt hervorgegangen ist. Als die diplomatischen Beziehungen zwischen Amerika und dem damaligen Österreich schon abgebrochen waren, bat er den abreisenden Botschafter, seinen Gruß dem Großpräsidenten E h r m a n n in Wien zu übermitteln. Und als kurz nach dem Kriege auf der Tagung in Karlsbad der alte Distrikt zerfiel, da war es Kraus, der durch den eigens nach Europa entsandten Ordenssekretär S e e l e n f r e u n d, in die ungewisse Stimmung Mut und Vertrauen brachte.

Adolf Kraus, der in Chicago Stellungen erlangt hat, wie nie ein Jude zuvor, ist eines der wertvollsten Beispiele dafür, daß der jüdische Mensch sich in den Lebenskreis, in welchem er wirken will und dessen Atmosphäre ihm günstig ist, ganz zu verwurzeln vermag, daß er darum aber nicht des geradezu heimatlichen Mitfühlens mit allem Jüdischen zu vergessen braucht, ja, daß er gerade aus diesem, die Welt umspannenden Mitfühlen eine kostbare Kraft zieht: w e l t m e n s c h l i c h z u b l e i b e n.

Heute, wo dieses arbeitsvolle und gesegnete Leben beschlossen ist, fühlen wir deutlich, daß es, so wie er es in seiner Selbstbiographie niedergelegt hat, nicht nur eine uns Ordensbrüdern nahe persönliche Wirklichkeit bedeutet, sondern daß es eines der ergreifendsten menschlichen Vorbilder unserer ganzen Epoche ist.

Und als dieses Vorbild wird es weiterwirken. T.

*

Die Ordensleitung hat verfügt, daß zum Zeichen der Trauer jede Loge dreißig Tage lang ihren Freibrief umflore.

Der Lebensgang.

Br. Adolf Kraus wurde am 26. Feber 1850 in Blowitz bei Pilsen geboren. Sein Vater Jonas und seine Mutter Ludmilla geb. Ehrlich erwarben mit dem Gelde, das der Vater während zweier Jahre in Amerika erübrigt hatte, ein Haus und ein kleines Grundstück in Rokycan, wo Adolf, der mittlere von drei Söhnen, die tschechische Unterrealschule besuchte. Als er 13 Jahre alt war, starb sein Vater. Als Fünfzehnjähriger wurde er nach Amerika geschickt und mußte mehrere Jahre hindurch kärglich sein Brot verdienen.

Dank der Hilfe einiger Wohltäter, die seine ungewöhnliche Begabung erkannten, war er imstande, sich den Studien zuzuwenden. 1877 wurde er zur Advokatur am Obersten Gericht zu Illinois zugelassen. Die erfolgreiche Verteidigung eines wegen Meuchelmordes angeklagten Tschechen, sowie seine Kenntnis der tschechischen Sprache brachten ihm bald eine ausgebreitete Klientel und in verhältnismäßig kurzer Zeit gehörte er zu den angesehensten Anwälten Chicagos. 1881 wurde er Präsident des Unterrichtsausschusses von Chicago, 1893 Stadtanwalt von Chicago, 1897 Präsident der Zivilverwaltung dieser Weltstadt. 1894 begann er mit der Herausgabe des Tageszeitung „Chicago Times", die er zu großem Ansehen brachte. Bei der Weltausstellung in St. Louis wurde er von der österreichischen Regierung zum Preisrichter für schöne Künste ernannt und wurde in den Ritterstand erhoben.

Im Jahre 1877 hat Br. Kraus geheiratet. Auch seine Frau Mathilde geb. Hirsch, mit der er im Vorjahr das Fest der goldenen Hochzeit gefeiert hat, stammt aus Böhmen. Sie ist eine nahe Verwandte unseres Br. Großpräsidenten P o p p e r.

Dem Orden trat Kraus bereits im Jahre 1876 bei. 1884 und 1904 war er Großpräsident des Distriktes VI (eine Würde, die auch sein Sohn Dr. Harry im Jahre 1919 erlangt hatte) und durch volle 20 Jahre Mitglied des Appellationsgerichtshofes. Auf der Convention vom Jahre 1905 wurde er zum Ordenspräsidenten als unmittelbarer Nachfolger des früh verstorbenen Leo N. Levi gewählt und diese Wahl wurde 1910 und 1915 erneuert. 1925 lehnte er unter Hinweis auf sein Alter die Wiederwahl ab. Wie groß das Ansehen war, das er dem Orden zu geben vermochte, erhellt aus der einen Tatsache, daß in der Festwoche seines 70. Geburtstages in den amerikanischen Distrikten 10.000 neue Mitglieder eingeführt wurden. Die Hilfsfonde der meisten Distrikte tragen seinen Namen.

Er hat wiederholt unseren Distrikt besucht, zum ersten Male im Jahre 1909. Auf alle, die mit ihm in Berührung kamen, hat er den Zauber eines in seiner Schlichtheit bedeutenden Mannes ausgeübt, der Weltblick und Herzlichkeit vereinte.

Die letzte Botschaft.

Auf der Konvention, die vom 20. bis 22. April 1925 in Atlantic City tagte, hielt Br. Kraus zum letzten Mal seinen Bericht über die Ordenstätigkeit während der abgelaufenen fünfjährigen Amtsperiode. Auf die Bedeutung dieses Berichtes hat besonders Br. Expräsident Dr. A. Weiner der w. „Moravia" aufmerksam gemacht und seiner Anregung verdanken wir auch die treffliche Übersetzung des Berichtes durch Br. Präsidenten Dr. Hugo Herrmann der w. „Moravia".

Es war schon vor längerer Zeit geplant, den größten Teil des Berichtes zu veröffentlichen. Nun klingt er namentlich in den persönlich gehaltenen Rahmenstücken, der Einleitung und dem Schlußteil, wie ein Bekenntnis und Vermächtnis. Darum seien zunächst gerade diese Stücke gleichsam als die letzte Botschaft von Br. Adolf Kraus hier zusammengefaßt.

Es ist jetzt zwanzig Jahre her, seit Sie mich zum ersten Male zu Ihrem Präsidenten wählten. Wir kämpften damals um die Abschüttelung des Alps der Versicherungsstiftungen und viele unter unseren Führern glaubten, die Schwierigkeiten des Augenblicks würden zu einer raschen Zersetzung des Ordens führen. Unsere Mitgliedschaft in Amerika war rapid gesunken — sie betrug im Jahre 1905 bloß 18.000 und noch nicht 10.000 in Europa.

Unsere Zahl streift heute an 80.000. Die Zahl unserer Logen hat sich fast verdoppelt und vier neue Distriktgroßlogen im Auslande arbeiten an der Erziehung der jüdischen Bevölkerung ferner Länder. Die Leistungen des Ordens sind in die Geschichte vieler Länder eingeschrieben. Ich nehme kein persönliches Verdienst daran in Anspruch, was geleistet wurde oder was jetzt in Entwicklung ist; dieses Verdienst gebührt den treuen und unermüdlichen Männern, die uns ihre Hilfe gewährten, die uns nicht nur von ihrem Hab und Gut, sondern auch von ihrer Zeit und ihrer physischen Kraft viel opferten und die den Orden aus seinem Siechtum vom Jahre 1905 geführt, ihn neu belebt, ihn in seiner Krankheit gepflegt und seine Schritte geleitet haben, so daß er heute stärker ist als jemals zuvor, eine in Dutzenden von Ländern anerkannte und geachtete Institution. Ich fühle nicht die Neigung zu prophezeien, aber ich sehe für unseren Orden ein ständiges Wachstum und eine Entwicklung voraus, von der ich und meine Zeitgenossen von 1905 nichts geträumt haben. Jedes Jahr hat uns ein Stück vorwärts gebracht, kein Rückschritt wurde gemacht. Wenn wir alle hier längst zur ewigen Ruhe gegangen sein werden, wird der Orden kraftvoll blühen, sein wohltätiges Wirken vervielfachen und unaufhörlich vorwärts streben unter dem Banner des Dienstes und der Gerechtigkeit zu der höchsten Auffassung jüdischer Menschlichkeit und jüdischer Leistung. Wir haben manche Irrtümer begangen, aber wir haben daraus ebenso viel gelernt wie aus unseren Erfolgen. Mit reifer Erfahrung können wir in die Zukunft gehen, voll Vertrauen darauf, daß wir der Menschheit nützen.

*

In meinem Bericht von 1910 sagte ich: „Hell, glänzender strahlt unserem Orden eine hoffnungsvolle Zukunft. Es kann ihm nicht an glänzenden Leistungen fehlen, denn er ist die Verkörperung eines Geistes, der nach langem Kampfe mit den niedrigen Leidenschaften des Menschen triumphierend aus dem Konflikt hervorgeht und jetzt sich rasch über die Welt verbreitet und alle Menschen lehrt, seinem Fluge zu folgen, der Geist der Brüderlichkeit unter den Menschen.“ Kurze vier Jahre nach dieser Rede kam der Weltkrieg mit seiner schrecklichen Zerstörung von Leben und Eigentum, seinen furchtbaren Folgen menschlichen Leidens, seiner Kette wütenden Hasses, die mit der Zeit statt zu verschwinden, noch an Stärke zuzunehmen scheint, als ob der Geist der Brüderlichkeit unter den Menschen erschreckt aus einer hoffnungslosen Welt geflohen wäre. Aber die wütenden Wellen schlagen auch noch an den Strand, wenn der Sturm auf dem Meere lang vorüber ist. So mag es vielleicht auch sein, daß nach dem schrecklichen Kriegssturm, der die Menschenwelt durchtobt hat, wir bloß Zeugen der Zeit sind, die nötig ist, um die durch ihn aufgepeitschten Leidenschaften zu beruhigen. Ist es nicht möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß aus dem heftigen Konflikt, in den die Zivilisation selbst verwickelt war, bessere Verständlichkeitsmöglichkeiten, eine breitere Sympathie für die berechtigten Hoffnungen und Bestrebungen sowohl der Völker als auch der einzelnen kommen sollten; größere Duldsamkeit gegenüber den Unterschieden, die natürlicherweise zwischen Menschen und zwischen Völkern in Fragen des Glaubens und der Religion bestehen; eine allgemeine Bereitschaft, allen anderen das Recht zu gewähren, das jeder Mensch für sich selbst fordert — seinen Schöpfer nach seiner eigenen Art und in der Weise seines Volkes zu verehren; eine allgemeinere Anerkennung der Tatsache, daß das Herz des Menschen in der ganzen Welt das gleiche ist, mit seiner Sehnsucht und seinem Streben nach dem Besseren, nach einer höheren Entwicklung; und ein besserer Geist der Zusammenarbeit sowohl zwischen Menschen als auch zwischen Völkern bei ihren getrennten Bemühungen, sich und die Menschheit zu heben? Wie anders könnten Gottes Absichten erfüllt werden?

Und kann schließlich das Unglück des großen Weltkrieges nicht einem tieferen Zweck gedient haben, als den wir heute begreifen können, indem es von dem geistigen und seelischen Ideal der Menschheit die Wolken des Zweifels und des Mißtrauens beseitigt hat, um einen helleren Tag heraufzuführen für das Kommen des Geistes der Brüderlichkeit unter den Menschen?

Es ist die Art des Menschenherzens, zu hoffen. Und so hoffe ich in diesen Jahren, die nach dem Laufe der Natur wohl die letzten sein müssen in einem ziemlich tätigen Leben, mit seinen vielen Hoffnungen und seinen vielen Enttäuschungen. Ich hoffe und ich glaube.

Im Dienste der jüdischen Menschenrechte

Ein Dokumenten=Bericht.

Das folgende bildet den ersten Teil des Berichtes, auf den wir in der Vorbemerkung des vorausgehenden Artikels hinweisen. Aus den mitgeteilten Dokumenten wird deutlich, wie Br. Adolf Kraus trotz wesenhafter Ablehnung jeder Politik furchtlos an die höchsten politischen Stellen herantrat, wenn elementare Menschenrechte gefährdet waren.

Aus einer vertrauenswürdigen Quelle in der Stadt Posen erhielt ich einen Brief, der mich darüber informierte, daß damals in der polnischen Presse eine starke antisemitische Agitation geführt wurde, die zu einem Boykott jüdischer Kaufleute führte, der eine Anzahl von ihnen zwang, ihre Beschäftigung aufzugeben und auf deutsches Gebiet auszuwandern, vor allem aber eine allgemeine Befürchtung hervorrief, daß bald Pogrome entstehen könnten, wenn die Presse ihre Angriffe nicht einstellen würde. Daher schrieb ich am 22. Juni 1923 an den polnischen Gesandten wie folgt:

„Der independente Orden B'nai B'rith ist eine internationale jüdische Bruderorganisation, die achtzig Jahre besteht und Logen in ganz Amerika und vielen europäischen und asiatischen Ländern besitzt. Eine Anzahl dieser Logen befindet sich in Polen. Sie hofften auf die Schaffung guter Beziehungen zwischen den Juden und Nichtjuden Polens und strebten diesem Ziele zu. Ich bin überzeugt, daß die polnische Regierung und die besseren Elemente unter den polnischen nichtjüdischen Bürgern alles tun, was in ihrer Kraft ist, um Ungerechtigkeiten gegenüber den polnischen Juden zu vermeiden. Ich weiß jedoch, daß Sie mich nicht mißverstehen, wenn ich mir die Freiheit nehme, Ihre Aufmerksamkeit auf gewisse Umstände zu lenken, die mir aus anscheinend vertrauenswürdigen Quellen berichtet werden, so daß Sie, wenn Sie es für richtig halten, Ihre Regierung über die Besorgnisse informieren können, die wir empfinden, und Ihrer Regierung unsere Hoffnung übermitteln, daß sie in der Lage sein wird, wirksame Mittel zu ergreifen, um diese Lage zu bessern.

Meine Information geht insbesondere dahin, daß die Juden in der Provinz und Stadt Posen schwerem politischem wie auch geschäftlichem Drucke und physischer Gewalttätigkeit unterworfen sind, die viele von ihnen zwingen, auszuwandern und mit großen Opfern über ihren Real- und Personalbesitz zu verfügen. Diejenigen, welche nicht fliehen können, werden täglich in der Presse angegriffen; und sie werden unter dem Vorwande, verräterische Pläne verfolgt zu haben, aus ihren Häusern und Geschäften vertrieben. Selbst ein schönes Logengebäude, das von den Mitgliedern unserer Organisation in Posen errichtet und ausgestattet wurde, ist ihnen weggenommen worden. Die Juden, denen es einst in der Stadt Posen gut ging, sind jetzt arm und in Not. Die Bedrückung und Benachteiligung, der sie ausgesetzt sind, ist so, daß sie heute in Gefahr sind, nicht mehr ihre eigenen humanitären Institutionen unterstützen zu können, gleichzeitig aber wird ihnen gedroht, daß diese Institutionen sogleich be-

schlagnahmt werden, wenn sie ihre Tätigkeit einstellen. In Kosten wurde die Synagoge den Juden dieser Stadt weggenommen, in eine Volksküche verwandelt und die Juden am Eintritt verhindert.

Ich bin bereit zuzugeben, daß diese beunruhigenden und grausamen Handlungen bloß der Ausdruck intensiven Nationalgefühls von Seiten einiger Polen sein mögen und eine Reaktion auf die plötzliche Abschüttelung der Unterdrückung seitens der drei bisher in Polen an der Macht befindlichen Staaten. Ich glaube, daß der intensive Geist des Nationalismus, der in so vielen europäischen Ländern die Form antisemitischer Agitation und Bedrückung angenommen hat, allmählich seine Kraft verliert und daß die vernünftigen und konservativen Elemente sich durchsetzen. Ich bin überzeugt, daß die polnische Regierung bemüht ist, die ungezügelten Leidenschaften derjenigen, die ihre neugewonnene Freiheit durch Unterdrückung der in ihrer Mitte lebenden Minderheiten zum Ausdruck bringen, einzudämmen und daß die Lage der Juden in Polen sich mit der Zeit allmählich verbessern wird. Gleichzeitig kann aber niemand, der die Entwicklung der öffentlichen Meinung beobachtet hat, die Tatsache außer Acht lassen, daß antisemitische Exzesse dieser Art auch weiterhin geschehen und daß die Wiederherstellung freundlicher Beziehungen dadurch sehr verzögert werden wird, wenn nicht den verantwortlichen Agitatoren seitens der polnischen Regierung in unmißverständlicher Weise dargelegt wird, daß ihr Verhalten, wenn es sich auch als Patriotismus ausgibt, in Wirklichkeit das Gegenteil von Patriotismus ist.

Wollen Sie, bitte, nicht glauben, daß ich der Ansicht bin, Polen stelle in dieser Beziehung einen besonderen Fall dar. Der gleiche intensive Nationalismus, der sich auf gleiche Weise durch Agitation in der Presse und auf der Rednertribüne ausdrückt, hat sich sogar in A m e r i k a gezeigt, und so hat sich heute, wie Ihnen sicher bekannt ist, in diesem Lande, das auf den Grundsätzen religiöser Freiheit und herzlichen Beziehungen zwischen den vielen Völkern, die seine Bürgerschaft bilden, aufgebaut ist, ein G e i s t d e s H a s s e s v o n S e i t e n e i n e s T e i l e s d e r P r o t e s t a n t e n g e g e n d i e K a t h o l i k e n entwickelt. Es besteht ein genauer P a r a l l e l i s m u s z w i s c h e n d e n M e t h o d e n, mit welchen diese ungerechte Benachteiligung amerikanischer Bürger katholischen Glaubens entwickelt wurde, und den Methoden welche in Polen durch einige der skrupellosen Organe öffentlicher Meinung angewendet wurden, um eine religiöse und rassenmäßige Spaltung zwischen Juden und Katholiken in ihrem Lande hervorzurufen. In Amerika ist es der Agitation des Ku-Klux-Klan, welche von führenden Bürgern unseres Landes verurteilt und von verschiedenen Staatsregierungen verfolgt wurde, trotzdem gelungen, so viel Haß und Mißverständnis zu erzeugen, daß es viele Jahre dauern wird, um das Uebel zu beseitigen, das so geschaffen wurde. Unsere führenden Publizisten in Amerika haben immer und immer wieder auf die große Gefahr hingewiesen, die Amerika und seine Institutionen durch eine sinnlose Agitation drohen, und eine informierte öffentliche Meinung wird sicherlich einem Haßfeldzug ein Ende machen, der, wenn man ihn ungestört weitergehen läßt, zu

völliger Zerrüttung und internationalen Schwierigkeiten führen könnte.

Mein hauptsächlichster Grund, Ihnen wie oben zu schreiben, ist mein Wunsch, Ihnen meine Ueberzeugung auszudrücken, daß die Entwicklung eines besseren Verständnisses zwischen Juden und Nichtjuden in Polen, das die Regierung zweifellos herbeiführen möchte, entschieden gefördert werden kann, wenn die öffentliche Presse zu der Ueberzeugung gebracht wird, daß nationale und bürgerliche Gerechtigkeit eine überkonfessionelle Angelegenheit ist, und daß sich wahrer Patriotismus am besten in Bemühungen um gegenseitiges Verständnis ausdrückt, jedenfalls weit eher als in der Absicht und in dem Bestreben, Rassen- und Religionshaß zu erzeugen.

Bei solchen Bemühungen werden unsere Glaubensbrüder in Polen, dessen kann ich Sie versichern, durch ihre Loyalität gegenüber der Regierung bereitwilligst mitarbeiten.

Ihr sehr ergebener Adolf Kraus."

Am 28. Juni lief folgendes Antwortschreiben auf den vorstehenden Brief ein:

„Lieber Mr. Kraus! Ich bestätige Ihren Brief vom 22. Juni, in welchem Sie den Wunsch aussprechen, daß ich meine Regierung über die Besorgnisse der Mitglieder Ihrer Organisation über verschiedene Behauptungen von Unterdrückungen der Juden in Polen informiere.

Ich werde der polnischen Regierung Ihren Protest und die darin erhobenen Anklagen wegen Benachteiligung von Juden zur Kenntnis bringen.

Ich bin natürlicherweise völlig einverstanden mit Ihrem Ausdruck der aufrichtigen Hoffnung, daß die Entwicklung besseren Verständnisses zwischen Juden und Nichtjuden in Polen gefördert werden soll. Ich kann aber keinen Augenblick zugeben, daß die Behauptungen von Judenverfolgungen in Posen, welche Sie als wohlbegründet angenommen haben, auf Tatsachen beruhen. Wenn Sie mir gestatten, möchte ich einzelne Paragraphen aus der Verfassung Polens zitieren:

Artikel 95 sagt: Die Republik Polen garantiert auf ihrem Gebiete allen ohne Unterschied der Herkunft, Nationalität, Sprache, Rasse und Religion vollen Schutz von Leben, Freiheit und Eigentum.

Artikel 96 sagt: Alle Bürger sind vor dem Gesetze gleich.

Artikel 99 sagt: Die Republik Polen anerkennt alles Eigentum, ob es einzelnen Bürgern persönlich oder Gesellschaften von Bürgern gemeinsam gehört, Institutionen, autonomen Organisationen, und der Staat selbst, als eine der wichtigsten Grundlagen sozialer Organisationen und gesetzlicher Ordnung, garantiert allen Bürgern, Institutionen und Gesellschaften den Schutz ihres Eigentums und gestattet nur in und durch ein besonderes Gesetz vorgesehenen Fällen die Aufhebung oder Begrenzung persönlichen oder gemeinschaftlichen Eigentums aus Gründen höherer Interessen und gegen Entschädigung.

Anzunehmen, daß die Handlungen von Unterdrückung, von denen Sie berichten, wahr seien, hieße die Tatsache völlig außer Acht lassen, daß in ganz Polen die Gerichte normal funktionieren, an die sich jeder Bürger unter den gleichen Bedingungen wenden und von denen er die Beseitigung jedes ihm durch öffentliche Beamte oder private Bürger zugefügten Unrechtes verlangen kann.

Es könnte überflüssig scheinen, wenn ich Ihnen jetzt vorschlagen wollte, die Quellen Ihrer Information über angebliche Fälle von Unterdrückung der Juden in Polen auf das sorgfältigste zu prüfen. Trotzdem halte ich mich für berechtigt es zu tun, angesichts der Bestimmtheit, mit welcher Sie etwas wiedergeben, was mir eine unbegreifliche Auslegung von Vorfällen mit Bezug auf die Juden in Posen zu sein scheint.

Ich bin völlig einverstanden mit Ihrer Erklärung, daß wahrer Patriotismus sich am besten durch Bemühungen um gegenseitiges Verständnis, keineswegs aber durch das Bestreben zur Erregung von Rassenhaß ausdrückt.

Ich zeichne als Ihr sehr ergebener

Wladislaw W r o b l o w s k i."

Auf diesen Brief antwortete ich folgendes:

„Ich bestätige den Empfang Ihres Schreibens vom 28. Juni als Antwort auf mein Schreiben vom 22. Juni. Ich bin erfreut, daß Sie Ihre Regierung mit dem Inhalte unserer Korrespondenz bekanntmachen werden.

Gleichzeitig fürchte ich aber, daß ich mich nicht völlig klar ausgedrückt habe. Als ich Ihnen schrieb, war es nicht meine Absicht, speziell die verschiedenen Behauptungen über Akte der Unterdrückung zu betonen, sondern vielmehr darauf hinzuweisen, daß gegenseitiges Verständnis wirksam gefördert werden könnte, wenn jener Teil der polnischen Presse, der sein starkes Nationalgefühl in der Form des Antisemitismus zum Ausdruck bringt, auf irgend eine Weise zu der Ueberzeugung gebracht werden könnte, daß eine solche Taktik die Bemühungen der Regierung um die Sicherung eines besseren gegenseitigen Verständnisses zunichte machen könnte. Wäre ich nicht überzeugt gewesen, daß die polnische Regierung meinen Glaubensgenossen gegenüber gerecht sein wird und daß sie durchaus versteht, daß eine informierte und versöhnliche öffentliche Meinung ein wichtiger Faktor für eine gerechte Auslegung bestehender Gesetze und Bürgschaften ist, so hätte ich mich nicht veranlaßt gesehen, Ihnen meine eigenen Anschauungen über den Widerspruch in der Haltung dieser polnischen Zeitungen auszudrücken, die einerseits den echtesten und tiefsten Patriotismus bekunden, andererseits aber gleichzeitig in höchst kurzsichtiger Art inneren Haß und Zwietracht nähren."

Im darauffolgenden September erhielt ich einen Bericht aus Polen, wonach die Presse ihre A n g r i f f e e i n g e s t e l l t habe und unsere Glaubensbrüder mit H o f f n u n g i n d i e Z u k u n f t blickten.

Der an unsere Konvention eingelangte Bericht aus Polen sagt: „Die antsemitische Welle, die nach dem Weltkrieg fast über alle Länder

hinging, verschonte die Juden Polens nicht. Die Lage der Polen in dieser Beziehung war vielleicht nicht schlimmer als in anderen Ländern. Die Wellen des Hasses sind jetzt sichtlich ruhiger, denn die Regierung unseres Landes tut, was sie tun kann, um Exzesse zu verhindern, und bemüht sich, den Juden gegenüber gemäß der Verfassung und den Gesetzen gerecht zu sein. Dieser Erfolg beruht sicherlich zum Teil auf der Korrespondenz, die der Ordenspräsident im Jahre 1923 mit unserem Gesandten in Washington geführt hat."

*

Im Februar 1924 erhielt ich einen Brief aus Bulgarien, aus welchem ich folgendes anführe:

„Seit einigen Wochen verlangte die Mazedonische revolutionäre Organisation von der jüdischen Bevölkerung in Sofia eine Zwangskontribution von 30 Millionen Lewas und bedrohte viele unserer Notabeln mit dem Tode, falls der Betrag nicht rasch übergeben werde.

Die mazedonische Frage an sich verdient unsere volle Sympathie, aber der Weg, der gewählt wurde, um das Geld zu erhalten, kann vom menschlichen und moralischen Standpunkte aus nicht gebilligt werden.

Es ist eine ernste Frage und energische telegraphische Intervention nötig. Können Sie uns helfen?"

Hierauf folgt die nachstehende Korrespondenz:

Chicago, Illinois, 21. Februar 1924.

Eure Exzellenz! In einem aus Sofia eingelangten und vom 24. Januar datierten Bericht werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß die Mazedonische revolutionäre Organisation eine Zwangskontribution von 30 Millionen Lewas von bulgarischen Bürgern jüdischen Glaubens in Sofia verlangt und für den Fall, daß der Betrag nicht sogleich bezahlt werde, diejenigen zu ermorden drohe, die in der Gemeinschaft das höchste Ansehen genießen. Wir haben keine andere Information, die den obigen Bericht bestätigt, nehmen aber an, daß Sie in der Lage sind, die Tatsachen festzustellen und uns zu sagen, ob der Bericht verläßlich ist. Wenn er eine tatsächliche Grundlage hat, so weiß ich, daß die bulgarische Regierung, die immer an hervorragender Stelle unter den liberalen Regierungen der Welt stand, alles irgend Mögliche tun wird, um die Bemühungen eines solchen Verbrechens zu verhindern.

Ich zeichne als Ihr sehr ergebener

Adolf Kraus."

An Exzellenz Stephan Panaretoff, Außerordentlichen Gesandten Bulgariens, Washington, D. C."

„Königliche bulgarische Gesandtschaft.

Washington, B. C. 25. Februar 1924.

Sehr geehrter Herr Präsident! Ich bestätige Ihr freundliches Schreiben vom 21. d. M. betreffs eines Berichtes, den Sie aus Sofia erhielten, wonach die Mazedonische revolutionäre Organisation

Zwangsbeiträge von 30 Millionen Lewas von den in Sofia lebenden bulgarischen Brüdern jüdischen Glaubens verlangt. Vor einigen Tagen erhielt ich eine ähnliche Mitteilung von Mr. Landau von der Jewish Telegraphic Agency in New York und ich habe an meine Regierung um Informationen telegraphiert. Sobald ich eine Antwort erhalte, werde ich nicht verfehlen, Ihnen sie zu übermitteln.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie überrascht und schmerzlich berührt ich bin, zu hören, daß Ihre Glaubensgenossen in Bulgarien einer Belästigung ausgesetzt wären, wenn die Berichte sich als wahr erweisen sollten. Ich bin sicher, daß die bulgarische Regierung, welche ihre jüdischen Mitbürger immer geschätzt und in völlig gleicher Weise wie die Bulgaren behandelt hat, die in dem Berichte erwähnte Aktion der Mazedonischen revolutionären Organisation auf das schärfste mißbilligt und alles, was in ihren Kräften ist, tun wird, um ihnen den nötigen Schutz zu gewähren.

Ihr sehr ergebener S. Panaretoff."

Chicago Jllinois, 29. Februar 1924.

Eure Exzellenz! Ich danke Ihnen ergebenst für Ihr freundliches Schreiben vom 24. Februar in Beantwortung meines Briefes vom 21. d. M. Ich war und bin überzeugt, daß die Regierung Ihres Landes ihr Bestes tun wird, um alle ihre Untertanen ohne Unterschied des Glaubens zu schützen.

Ich danke Ihnen auch für Ihre freundliche Zusage, mir weiter Nachricht zu geben, wenn Sie von Ihrer Regierung gehört haben.

Ich zeichne Ihr sehr ergebener

Adolf Kraus."

„9. April 1924.

Sehr geehrter Herr! Krankheit verhinderte mich, Ihnen früher zu schreiben; Sie müssen aber bereits aus Pressemeldungen Kenntnis von den Maßnahmen haben, welche die bulgarische Regierung mit Bezug auf das Mazedonische revolutionäre Komitee und die Eindämmung seiner Tätigkeit unternommen hat. Dr. Jakob Landau von der Jewish Telegraphic Agency hat mir mitgeteilt, er habe telegraphische Nachrichten erhalten, wonach die jüdischen Bürger zum Teile die Beträge ersetzt erhielten, die ihnen erpreßt wurden. Ich bitte Sie, versichert zu sein, daß die bulgarische Regierung keinen Unterschied in dem Schutze machen wird, den sie ihren Untertanen gewähren kann, gleichgültig, welcher Rasse oder Religion sie angehören.

Ihr sehr ergebener S. Panaretoff."

Am 1. August 1924 erhielt ich aus dem Distrikt Nr. 11 folgendes Schreiben:

„Sehr würdiger Großpräsident! Es ist mir eine angenehme Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß in der Sitzung der zweiten Generalversammlung der Logen des Orientdistriktes Ihre erfolgreiche Intervention bei den

bulgarischen Behörden in den Vereinigten Staaten zugunsten unserer Glaubensgenossen in Bulgarien bekanntgegeben und daraufhin unter größter Begeisterung eine Dank- und Glückwunschresolution angenommen wurde.

Die Generalversammlung beauftragte uns, Ihnen unsere Bewunderung und Dankbarkeit für Ihre edlen Bemühungen um den Sieg der heiligen Sache menschlichen Leidens zu übermitteln.

Empfangen Sie, lieber Bruder Präsident, unsere Huldigung und brüderliche Ergebenheit."

*

Anfangs 1923 begann die russische Sowjetregierung mit der Verfolgung der römisch-katholischen Priester. Am 15. April veröffentlichte die „Chicago Tribune" einen langen Bericht ihres ausländischen Korrespondenten, in welchem es hieß:

„Der Papst beabsichtigt an alle Kulturnationen zu appellieren, um die Sowjetregierung zu veranlassen, von ihrem Kriege gegen das Christentum Abstand zu nehmen. Eine hervorragende vatikanische Persönlichkeit machte mit Bezug auf die Haltung des Papstes der „Tribuna" folgende Mitteilung:

Es wird berichtet, daß einige Sowjetführer den Papst anklagen und verurteilen wollen. Es ist die Meinung mancher Sowjetführer, daß Italien früher oder später bolschewistisch werden und die Bolschewiken in der Lage sein werden, das Todesurteil gegen die Christen, insbesondere Katholiken, auszuführen.

Der Papst ist der Ansicht, daß die Anregung zu diesem Kriege von Israeliten ausgeht, und er wünscht, daß die Israeliten der aufgeklärten Länder, wie Italiens und Amerikas, die glücklich Seite an Seite mit Katholiken leben, ihren Einfluß gebrauchen, um ihren Glaubensgenossen zu zeigen, welchen Wahnsinn sie begehen, wenn sie die Diener des Christentums verfolgen.

Der Papst ist, wie man erfährt, sehr erstaunt über die letzten Vorgänge in Rußland, und glaubt, daß eine gemeinsame Aktion von Vertretern aller Religionen nötig und nützlich wäre, um die Religionsfreiheit zu verteidigen."

Am 16. April sandte ich folgendes Telegramm an den Papst:

„Seiner Heiligkeit Papst Pius XI., Vatikan, Rom.

Folgendes zitiere ich aus einem Bericht in der „Chicago Tribune" von deren römischem Korrespondenten, der betreffend dem russisch-bolschewistischen Kampf gegen religiöse Körperschaften, insbesondere Katholiken, sagt:

Der Papst ist der Ansicht, daß die Anregung zu diesem Kriege von Israeliten ausgeht, und er wünscht, daß die Israeliten der aufgeklärteren Länder, wie Italiens und Amerikas, die glücklich Seite an Seite mit Katholiken leben, ihren Einfluß gebrauchen, um ihren Glaubensgenossen zu zeigen, welchen Wahnsinn sie begehen, wenn sie die Diener des Christentums verfolgen."

Es ist unglaubwürdig, daß Eure Heiligkeit die behauptete Erklärung abgegeben hätte. Wenn diese Mitteilungen jedoch unwidersprochen bleiben, werden sie von manchen als antijüdische Erklärung Eurer Heiligkeit aufgefaßt werden, was meiner Ueberzeugung nach

Eurem ernsten Wunsche widerspricht, Frieden und Wohlwollen für die gesamte Menschheit zu fördern. Adolf Kraus

Am darauffolgenden 9. Mai veröffentlichte die Jewish Telegraphic Agency folgendes:

„Rom, 9. Mai. Nach eingehender Information ist die Jewish Telegraphic Agency in der Lage, autoritativ festzustellen, daß die vatikanischen Kreise kategorisch den kürzlich in Amerika veröffentlichten Bericht dementieren, wonach der Papst die russischen Juden direkt oder indirekt für die Verfolgung katholischer Prälaten in Rußland für verantwortlich hält."

*

Als die Abrüstungskonferenz angekündigt wurde, sandte ich folgendes Telegramm an Präsident Harding:

„Herr Präsident! Der jetzt herannahende historische Augenblick in Washington hat wieder einmal in jüdischen Herzen die Sehnsucht erweckt, Frieden zu suchen und herbeizuführen. Der Orden, dessen Vorsitzender zu sein ich die Ehre habe, und alle seine Mitglieder, die nahezu 100.000 jüdische Familien repräsentieren, werden mit sehnsüchtigen Herzen warten, welche Fortschritte in der Durchführung der edlen Ziele gemacht werden, die Sie veranlassen, die Konferenz zur Beschränkung der Rüstungen einzuberufen. Wir senden Ihnen unsere Hoffnung und beten, daß mittels dieser Konferenz ein Mittel gefunden werden möge, um noch in unserer Lebenszeit den Tag herbeizuführen, wo Schwerter zu Pflugscharen umgeschmiedet werden und Friede herrschen soll auf der Erde.

Kriege und Kriegsfolgen lasteten schwerer auf den Juden in allen Ländern als auf den Angehörigen anderer Religionen. Gemeinsam mit den Bekennern anderer Religionen haben sie alles den Ländern geopfert, unter deren schützenden Flaggen sie leben. Patriotismus, Heldentum und Selbstaufopferung, Glaube und Hingebung waren charakteristisch für die jüdische Bevölkerung eines jeden Landes in gleichem Maße, wie sie charakteristisch waren für die Bürger anderer Bekenntnisse. Die giftigen Folgen des Krieges Haß und Leidenschaften, Elend, Mord und Lüge bedrückten sie in weit höherem Maße. Ein Volk mit diesem historischen Hintergrund hat viele schmerzliche Erinnerungen und betet seit Jahrhunderten mit sehnsüchtigem Herzen um die Morgenröte des Tages, den die jetzige Konferenz herbeizuführen scheint.

Möge Gott mit Ihnen sein bei Ihren Beratungen und Sie leiten.

Ihr sehr ergebener Adolf Kraus."

Am gleichen Tage langte vom Sekretär des Präsidenten folgende Antwort ein:

„Mein lieber Mr. Kraus! Der Präsident erhielt Ihr Telegramm und möchte Ihnen und allen daran Beteiligten danken. Sie mögen wissen, daß er dankbar ist für den Ausdruck der Zustimmung und für die Zusicherung des Vertrauens, und daß ihn dies gestärkt hat.

Ihr aufrichtiger

Geo. B. Christian, JR., Sekretär des Präsidenten."

Entwicklungstendenzen der jüd. Bevölkerung während des zehnjähr. Bestandes der Republik.

Von Primarius Dr. Emil Haim.

Die Feier des zehnjährigen Bestandes der Tschechoslowakischen Republik wurde mit Recht zum Anlasse genommen, auf die in vieler Hinsicht günstige Entwicklung des neuen Staates, die Mehrung seiner Macht und seines Ansehens, die Konsolidierung der Verhältnisse und die Festigung seiner Stellung im internationalen Machtbetriebe mit einem gewissen Stolz hinzuweisen. Wir Juden können dies nur mit großer Freude und Genugtuung begrüßen, sind wir doch schon durch die religiösen Vorschriften und die Tradition immer darauf verwiesen worden, an dem Wohle und Gedeihen des Staates, in dessen Mitte wir leben und dessen Bürger wir sind, mit allen Kräften mitzuarbeiten und sein Wohlergehen mit allen Mitteln zu fördern. Aber auch ein reichlich egoistischer Trieb hat uns zu dieser Einstellung geführt. Die Juden sind ja schon deshalb am Wohlergehen des Staates interessiert, weil sie bei Ungunst der Verhältnisse stets die ersten Leidtragenden sind und ebenso wie früher auch heute zu Sündenböcken für jedes Ungemach des Staates gemacht werden.

Wir sind also mit dem Blühen und Gedeihen des Staates auf das innigste verbunden und wir können sagen, daß sich die Juden zumindest was die historischen Länder der Tschechoslowakischen Republik anbelangt, in guten konsolidierten Verhältnissen befinden.

Das zehnjährige Staatsjubiläum bietet aber auch einen willkommenen Anlaß, uns mit der Entwicklung der Judenschaft in den historischen Ländern als einer Gesamtheit zu befassen. Diese Entwicklung geht in zwei Richtungen vor sich. Sie hat wohl schon vor dem Kriege ihren Anfang genommen, aber im Kriege und noch mehr nach ihm sich so recht ausgewirkt und ist bis zum heutigen Tage nicht abgeschlossen. Die beiden Entwicklungstendenzen sind: erstens eine ständige Abnahme der jüdischen Bevölkerung in den historischen Ländern überhaupt, zweitens die Abwanderung der Juden vom flachen Lande in die Haupt- und größeren Städte. Dazu einige Zahlen.

Nach der letzten Volkszählung vom Jahre 1921 gab es in Böhmen rund 97.000, in Mähren und Schlesien 45.000 Juden. Wie ich nun aus dem ausgezeichneten Buche von Kreppel: „Juden und Judentum“, Amalthaeaverlag, entnehme, zeigen die Daten und Ergebnisse der Volkszählung in der Tschechoslowakischen Republik, was die jüdische Bevölkerung betrifft, wieder die schon seit drei Jahrzehnten beobachtete Erscheinung des Rückganges der jüdischen Bevölkerungszahl in Böhmen und Mähren. „Während die allgemeine Bevölkerung in Böhmen von 6,781.963 im Jahre 1910 auf 6,670.578 im Jahre 1921, also um 1.64 Prozent gefallen ist, ist die Zahl der Juden in Böhmen von 85.927 auf 79.777 gesunken, hat also um 7.5 Prozent abgenommen. In Mähren ist die Gesamtbevölkerung von 2,633.027 auf 2,662.884, also um 1.13 Prozent gestiegen, dagegen hat sich die Zahl der Juden in

diesem Lande mehr als in Böhmen, nämlich um 7.91 Prozent vermindert, indem sie von 41.255 im Jahre 1910 auf 37.989 im Jahre 1921 sank. So beträgt nunmehr die Bevölkerung Mährens derzeit nicht mehr, als sie im Jahre 1848 betragen hat.“

Das weitere Charakteristikum der jüdischen Entwicklung: die Abwanderung der Juden vom flachen Lande in die Haupt- und großen Städte erweist die Tatsache, daß heute mehr als 70 Prozent aller Juden Böhmens in Städten mit mehr als 10.000 Einwohnern wohnen. In Prag allein leben 40 Prozent aller Juden Böhmens, während vor 40 Jahren noch über 50 Prozent aller Juden in den Landgebieten wohnten. In Prag selbst ist in 40 Jahren die Zahl der jüdischen Bevölkerung von 20.000 auf 31.000 gestiegen. Ähnlich steht es mit Brünn und anderen großen Städten. (Brünn 1880: 5498 Juden, 1921: 10.900 Juden, Mähr. Ostrau 1880: 1017 Juden, 1921: 6879 Juden.) Natürlich sind in ganz Mitteleuropa die Verhältnisse ähnlich. So beherbergt Berlin nunmehr beinahe ein Drittel aller Juden Deutschlands.

Die Folgen dieser Binnenwanderung machen sich für uns alle stark bemerkbar. Vor allem ist ein vollkommenes Verschwinden des einst so blühenden jüdischen Lebens auf dem Lande festzustellen, ein Umstand, über den man wohl mit Recht schon von vielen Seiten Klage geführt hat. Im Jahre 1870 gab es noch in Böhmen 270 blühende, wenn auch vielfach kleinere jüdische Gemeinden. Ihre Zahl hat sich bis 1921 auf 199 verringert, und es ist nur eine Liquidation dieses ganzen Verfalles und der ganzen Verhältnisse, wenn sich der im Jahre 1926 konstituierte Oberste Rat entschlossen hat, diese Zahl auf ganze 70 zu restringieren. Was das bedeutet, wieviel an wertvollem, jüdischem Leben zugrunde gegangen ist, was an wichtigen Einrichtungen damit endgültig verloren ist, wieviel Bethäuser, Schulen und Friedhöfe dadurch dem Verfalle preisgegeben und im Zugrundegehen sind, darüber will ich mich hier nicht auslassen. Man müßte sich schließlich vom rein egoistischen Standpunkt der einzelnen jüdischen Familien zufrieden geben, wenn man sich sagen könnte, daß sich die Juden durch die Abwanderung in große Städte bessere Lebensbedingungen erkämpft und verschafft haben, daß sie in bessere soziale Stellungen emporstiegen, daß sie in geordnete hygienische Verhältnisse gelangt sind. Es wäre schließlich vom allgemein jüdischen Standpunkte aus zu begrüßen, wenn dadurch, daß sich eine größere Anzahl von Juden an einzelnen Orten zusammenschließt, sich ein neues jüdisches Leben entwickeln würde.

Aber wir dürfen eines nicht vergessen: die Juden leben in den großen Städten natürlich unter denselben Bedingungen und Verhältnissen wie die übrige Bevölkerung, und es ist lehrreich, zur Beleuchtung dieser Verhältnisse einige Zahlen anzuführen.

Ich wähle die Verhältnisse in Deutschland. (Nach Julius H i r s c h: Neue Rundschau, Oktober 1928.) Auf 1000 Einwohner kamen im Deutschen Reich im Jahre 1872 noch 41 Geburten, im Jahre 1900 noch 37, im Jahre 1927 waren es kaum mehr 18 und in Berlin allein nur mehr 10.6. Dieses Manko wurde früher immerhin dadurch ausgeglichen, daß auch die Sterblichkeitsziffer herunterging. Aber das hat

natürlich eine Grenze, besonders in den Großstädten, so daß wir schon beginnend mit 1926 in Berlin dahin gelangt sind, daß die Zahl der Todesfälle die der Geburten nicht unbeträchtlich überwiegt. 1927 war die durchschnittliche Zahl der Lebendgeborenen 10.6, der Gestorbenen 12.1 auf 1000 Einwohner.

Die jüdische Bevölkerung, die Vorgängerin dieser Bewegung, zeigt in Groß-Berlin, das schon fast ein Drittel aller deutschen Juden beherbergt, folgendes Bild: im Jahre 1910 kamen auf 1000 Einwohner 16.1 Geburten und 13.4 Sterbefälle, 1925 aber nur mehr 10.2 Geburten und 13.4 Sterbefälle. Das Wachsen der Bevölkerungszahl hat an dieser Stelle, wie man sieht, aufgehört. Was für Berlin gilt, gilt in gleicher Weise für die übrigen Großstädte in Mitteleuropa und auch für die Tschechoslowakische Republik. Wenn es in den Städten doch noch eine Zunahme der Juden zu geben scheint, so geschieht dies nur durch die Einwanderung vom Lande, und es ist die Frage einer kurzen Zeit, wann auch diese Quelle erschöpft sein wird.

Noch auf eines möchte ich aufmerksam machen. Wenn wir geglaubt haben, daß die Juden in der Großstadt unter besseren Bedingungen leben, daß ihnen alle Errungenschaften der modernen Hygiene, Krankenanstalten, Ärzte usw. zur Verfügung stehen und die Juden selbst in besseren Vermögensverhältnissen leben und sich ihren Lebensunterhalt leichter erwerben können, so werden wir durch die Statistik eines Besseren belehrt. *Als ich zum ersten Male die Zahlen las, traute ich meinen Augen nicht* und dachte, daß es sich um einen Druckfehler handeln müsse. Danach entfielen in Böhmen, wo ja 70 Prozent aller Juden in Städten wohnen, im Jahre 1920 auf 432 Todesfälle nur 240 Geburten. In Mähren war ungefähr das gleiche Verhältnis, wogegen in Karpathorußland ungefähr 2000 Geburten mehr waren als Todesfälle. In *Böhmen* entfallen auf 1000 Juden 32 Todesfälle und nur 18 Geburten, in *Mähren* auf 1000 Juden 18 Todesfälle und nur 11 Geburten, in der *Slowakei* dagegen auf 1000 Juden 9 Todesfälle und 12 Geburten, in *Karpathorußland* auf 1000 Juden 12 Todesfälle und 43 Geburten.

Die Zahl 32 Todesfälle auf 1000 Juden in Böhmen erscheint mir ungeheuerlich, wenn ich bedenke, daß in meinem Krankenhause in Böhm.-Budweis, in das auch Verunglückte und Sterbende eingeliefert werden, auf 1000 Kranke nicht einmal 40 Todesfälle entfallen. Wir stehen da vor einem Rätsel, wenn wir die Verhältnisse in dem kultivierten Böhmen mit denen Karpathorußlands vergleichen, wo doch bekanntlich die Juden dicht gedrängt unter überaus unhygienischen Verhältnissen leben. Ich habe an den Daten selbst gezweifelt, bis ich eine ähnliche Tatsache in dem Buche von *Lestschinsky*. „Probleme der Bevölkerungsbewegung bei den Juden" gefunden habe. Er schreibt: „Die Daten des Gesundheitsamtes der Stadt New York zeigen, daß die Sterblichkeit in den rein jüdischen Vierteln der Stadt kleiner ist als in den von den Reichen bewohnten Stadtteilen. So kamen im Jahre 1920 auf 1000 Seelen in den jüdischen Vierteln New Yorks 7.45 Todesfälle, in den reichen Stadtvierteln 14.58. In den Jahren 1921 bis 1922 war das Verhältnis 8.5 zu 13.65. Es ist das eine ganz merkwürdige Erscheinung. In den armen, engen Judengassen, dessen

Einwohnerschaft meistens aus proletarischen Elementen besteht und zum großen Teil vor kurzer Zeit aus den schmutzigen und unkultivierten Städtchen Galiziens, Rumäniens und Rußlands dorthin übersiedelt ist, war die Sterblichkeit doppelt geringer als in den Vierteln, welche von der altangesessenen amerikanischen Finanz- und Handelsbourgeoisie bewohnt sind." Lestschinsky erklärt sich diese merkwürdige Tatsache daraus, daß die Kinder der armen Juden eine sehr gute Pflege genießen, wodurch ihre Sterblichkeit herabgesetzt wird. Mir genügt diese Erklärung nicht, doch steht die Tatsache fest, und ich selbst kann keine Erklärung dafür geben. L e s t s c h i n s k y selbst ist, was das jüdische Bevölkerungsproblem anbelangt, ein Optimist für die Zukunft, indem er auf den gesunden Stamm der Ostjuden vertraut.

Zweifellos aber ist in den für uns in Betracht kommenden Ländern ein rasches Abnehmen der Bevölkerung zu erwarten, u. zw., wenn das flache Land ganz von den Juden entvölkert und der Zustrom zu den großen Städten aufgehört haben wird, auch für die großen Städte. Dabei habe ich nicht einmal die großen Verluste durch die Übertrittsbewegung und die Mischehe in Betracht gezogen.

Es wird in nicht zu langer Zeit bei uns in den historischen Ländern ein ähnlicher Zustand eingetreten sein, wie er schon seit vielen Jahren in den westlichen Ländern Europas (England, Frankreich, Italien usw.) stabil ist, wo sich Juden mit einem sehr geringen Prozentsatz zur Gesamtbevölkerung befinden und nur in den Haupt- und großen Städten leben.

Wenn wir uns nun fragen, was wir gegen diese ganze Entwicklung zu tun imstande sind, so müsesn wir uns sagen: es ist einmal ein biologisches Geschehen, gegen das sich leider nur wenig tun läßt, so lange sich die Verhältnisse nicht von Grund aus ändern. Und das liegt ja nicht in unserer Macht. Wir können nur dahin wirken, daß das, was noch da ist, erhalten bleibt und nicht zugrunde geht. In diesem Sinne wird unser Augenmerk auf die Erhaltung der noch bestehenden Einrichtungen der aufgelösten Kultusgemeinden zu richten sein, auf die Erhaltung der Bethäuser, ihrer Einrichtungen, Urkunden, Friedhöfe usw. Gerade zur richtigen Zeit ist die Gesellschaft für die Geschichte der Juden in der Tschechoslowakischen Republik gegründet worden. Man kann schon heute sagen, daß durch sie das Interesse für die Geschichte der Juden in weiten Kreisen, und nicht nur in jüdischen, geweckt wurde.

Aber noch eines Umstandes möchte ich Erwähnung tun, der mir am Herzen liegt und weshalb ich alle diese Betrachtungen angestellt habe. Ich habe im obigen unsere zukünftige Lage mit der gegenwärtigen der Juden in Westeuropa verglichen, doch in e i n e m besteht ein großer Unterschied. Dort wohnen die Juden zwar auch in geringer Anzahl und zusammengeschlossen in größeren Städten. Es geht ihnen im allgemeinen sehr gut, sie bekleiden sogar hohe öffentliche Ämter. Aber zu Hause führen sie ein wahrhaft jüdisch-religiöses Familienleben. Bei uns gehört der größte Teil der Juden, wie man es euphemistisch hier nennt, der „liberalen" Richtung an, d. h., sie sind Juden auf dem Papier, aber sonst sind die Fäden, die sie mit dem Judentum verbinden, nur sehr lose geknüpft. Von einem jüdisch-religiösen Familien-

leben ist überhaupt gar keine Rede und vor allem die Kinder sehen zu Hause vom Judentum gar nichts und wissen davon nur so viel, als sie in den wenigen Schulstunden erfahren.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf den schönen Artikel von Br. Dr. Rix im Juni-Heft dieser Zeitschrift hinweisen, der einen ähnlichen Gedankengang verfolgt.

Wollen wir die wenigen Juden, die es bei uns noch gibt, dem Judentum erhalten, wollen wir ihr Judentum vertiefen, so ist es hoch an der Zeit, daß da etwas geschieht. Vielleicht wäre es eine dankbare Aufgabe für unseren Orden, etwas in dieser Richtung zu unternehmen. Unser Orden hat sich bis jetzt mehr oder weniger auf die Erziehung der eigenen Mitglieder beschränkt. Es wäre zu erwägen, ob er nicht von nun an seine Tätigkeit auch mehr auf die Außenstehenden erstrecken und sich dabei den günstigen Umstand zu Nutzen machen sollte, daß sich die Juden, wie ich oben ausgeführt habe, nunmehr in den großen Städten konzentriert haben und daher viel leichter erfaßt und beeinflußt werden können. Wie die erzieherische Tätigkeit des Ordens auf die Außenstehenden erfolgen soll, wäre vielleicht einigen Nachdenkens wert.

Lasset uns wirken und wachen!

Was mich zum sozialen Arbeiter machte.

Von Dr. Boris D. Bogen.

Die nachfolgende selbstbiographische Skizze ist nicht nur darum interessant, weil sie uns die Persönlichkeit unseres Br. Ordensekretärs nahebringt, sondern auch als Bild eines außergewöhnlichen Lebensweges aus dem zaristischen Rußland ins soziale Amerika.

Die Übersetzung aus dem Englischen besorgte Schw. Berta Thieberger.

Es ist noch nicht lange her, daß die einzige Vorbedingung, jüdisch-soziale Arbeit berufsmäßig zu leisten, die Unfähigkeit war, seinen Lebensunterhalt auf irgend eine andere Weise zu verdienen. Gewöhnlich war so ein Arbeiter ein Geschäftsmann ohne Geschäft, oder ein Rabbiner ohne Gemeinde, oder ein Chasen ohne Stimme. Kurz ein „Schlemiel". Zum Glück begann meine Tätigkeit schon am Ende dieser Epoche der „guten alten" Anschauung. Damals setzte sich die Meinung durch, daß die Eigenschaften eines sozialen Arbeiters angeboren sind: daß man zum sozialen Arbeiter, wie zum Dichter, geboren sein müsse und nicht dazu gemacht werden könne.

Offenbar gilt auch diese Ansicht heute für veraltet. Die neue Methode der seelischen Analyse dringt in die verstecktesten Winkel der menschlichen Tätigkeit; die Frage geht nur um Ursache und Wirkung; bloß Tatsachen werden analysiert, gesunde Überlieferungen verlassen; nichts wird für sicher angenommen. In unserem besonderen Falle ist

diese Methode geeignet, zu einer vollständigen Enttäuschung zu führen. Was, wenn die beruhigende und bequeme Vorstellung, ein „Auserwählter“ zu sein, von Gott besondere Gaben zu besitzen, aufgegeben werden müßte? Was, wenn das persönliche Moment bei der Berufswahl und Berufsliebe zu einem bloßen Spiel der Verhältnisse und des Zufalls herabgedrückt wird? Doch möge dem sein wie auch immer: hier ist im Geiste guter Kameradschaft und Hilfsbereitschaft meine Geschichte.

Ich wurde in Moskau im Jahre 1869 geboren. Während der ersten zehn Jahre meines Lebens fiel, so weit ich mich erinnere, nichts vor, was zu der Annahme berechtigt hätte, daß ich ein Wunderkind sei, vorbestimmt für ein Betätigungsfeld, dem die Hauptzeit meines Lebens gehören sollte. Immerhin erinnere ich mich genau, daß ich in meinem zehnten Lebensjahr wegen meiner alten Kinderfrau vor dem städtischen Polizeikommissär erschien und daß ich ihre Aufnahme in das staatliche Altersheim erwirkte. Meine Eltern und meine Freunde lobten mich ungeheuer für meine Tat und der Kommissär selbst schenkte mir ein wohlwollendes Lächeln, das, wie ich glaube, selten auf seinem strengen Gesichte erschien.

Als ich dreizehn Jahre alt war, kam ich mit einer Gruppe Intellektueller, die sich revolutionär betätigten, in Berührung. Es wurde mir erlaubt, für sie Gänge zu tun und ziemlich gefährliche Aufgaben auszuführen, wie z. B. Drucke auszutragen, revolutionäre Schriften zu falten und zu verteilen usw. Wegen meiner Jugend entging ich dem Verdachte der Polizei. Der nahe Umgang mit den Helden der Revolution, ihre Ergebenheit für ihre Ideale, der unermüdliche Eifer und die Furchtlosigkeit im Kampfe für ihre Sache und ihre Freundlichkeit zu mir machten sie mir teuer und ich war mir des Vorzuges, mitten unter ihnen zu sein, erschauernd bewußt. Ich vergötterte sie, wie das nur ein Knabe meines Alters konnte.

Binnen wenigen Jahren erfuhr die Gruppe eine vollständige Veränderung. Meine Freunde verschwanden nach und nach. Viele wurden von der Polizei weggeschafft. Ander wurden ihrer hoffnungslosen und gefährlichen Aufgabe müde und verließen die Reihen der Revolutionäre. Die Maßnahmen der Regierung wurden immer strenger. Das Spionagesystem machte die Existenz einer großen organisierten Gruppe, die revolutionäre Propaganda trieb, nahezu unmöglich. Der Kreis verlor seinen persönlichen Charakter.

Ein neues Regierungsgesetz verbot jedwede Zusammenkünfte, sogar die von Knaben schulpflichtigen Alters. Doch war der innere Drang zu einem regierungsfeindlichen Wirken unter der Jugend zu stark und es wurden allerlei heimliche Pläne erwogen, um den Meinungsaustausch zu ermöglichen, und viele neue Methoden gefunden, um ein polizeiliches Dazwischentreten zu verhindern. So war ich einer von den vielen Schülern aus den verschiedenen Gymnasien Moskaus, die durch eine Kette von Lesezirkeln verbunden waren. In diesem Zusammenhang führte ich einen bestimmten Teil sozialer Arbeit durch. Ich blieb oft bis Mitternacht auf, um die mimeographischen Abschriften von Artikeln bereitzustellen und ihre Verteilung vorzubereiten. Gelegentlich ordnete ich auch geheime Sitzungen an und verhüllte ihre

Absichten durch den Vorwand sozialer Ereignisse. Es kam jedoch die Zeit, da diese bloß akademischen Arbeiten die Teilnehmer, die dem Knabenalter entwachsen waren, nicht mehr interessierten. Sie verlangten nun nach einer greifbareren Betätigung für ihren jugendlichen Eifer. Viele wandten sich der aktiven revolutionären Bewegung zu; andere schlossen sich den Vertretern tolstoianischer Philosophie an.

Damals fand unter der Leitung des Grafen Leo Tolstoi die erste Volkszählung in Moskau statt und ich hatte als Mitarbeiter bei dieser Zählung Gelegenheit, in viele Wohnhäuser zu kommen, in das Leben der unteren Schichten Rußlands Einblick zu gewinnen und zu lernen, „wie die andere Hälfte lebt".

Die Pogrome, die auf die Ermordung Kaiser Alexanders II. folgten, die wachsenden Einschränkungen erschwerten das Leben der Juden ganz besonders. Die Revolutionäre schienen mit den Leiden der Juden als Juden nicht zu sympathisieren. Ihnen waren die Pogrome nur Anzeichen dafür, daß die Massen erwachen und das Unrecht der oberen Klassen erkennen. Hier trennten sich die Wege der jüdischen und nichtjüdischen Revolutionäre. Zu dieser Zeit begann die jüdische Jugend zu merken, daß sie einem eigenen Problem gegenüberstehe.

In Moskau erschien unter den jüdischen Studenten ein neuer Führer. Es war Leon B r a m s o n. Auf seine Anregung hin entstand eine Organisation, die ein vorurteilsfreies Studium des jüdischen Problems bezweckte. Man hoffte, aus dem Zirkelschluß von Widersprüchen einen Ausweg zu finden und das verwirrende Rätsel der jüdischen Lage im russischen Reich zu lösen. Dr. Bramson wurde vielleicht mehr als sonst jemand, mit dem ich in Berührung kam, für meine Tätigkeit auf jüdisch-sozialem Gebiete entscheidend. Durch seine Initiative und Führung wandte ich mich mit vielen anderen dem Studium der verschiedenen Äußerungen jüdischen Lebens zu. Wir lasen Bücher jüdischen Inhalts, besprachen jüdische Probleme und stellten gemeinsam eine systematische Bibliographie der jüdischen Literatur in russischer Sprache zusammen.

Meine erste praktische Erfahrung in einer sozialen Hilfsarbeit geht auf das Jahr 1890 zurück, als ich, während der Vertreibung der Juden aus Moskau, zusammen mit den anderen Mitgliedern unseres Kreises unsere ganze Zeit den Hilfsbedürftigen widmete. Das war wirkliche Arbeit, weil wir es mit dem verwickeltesten Problem zu tun hatten: der Hilfe für Opfer der Ungerechtigkeit und Unduldsamkeit.

Innerhalb weniger Monate, nachdem die große Mehrzahl der Juden Moskaus die Hauptstadt verlassen hatte, entschloß ich mich, nach Amerika auszuwandern. Ich hoffte, daß es mir dort möglich sein werde, mich als Lehrer niederzulassen, was mir in Rußland als Juden unmöglich war. In jener Zeit fiel es mir gar nicht ein, daß s o z i a l e A r b e i t e i n B e r u f sein könnte. Doch waren die Erfahrungen, welche ich damals machte, für meine spätere Zeit von einigem Wert.

Als ich als Emigrant Berlin passierte, war ich unter denen, welche sich der Gastfreundschaft wohlwollender Damenkomitees erfreuten. Es wurde uns eine Suppe aus Mais und Linsen aufgetragen. Ich hatte keine Lust sie zu essen und bekam eine Rede über die Undankbarkeit

der russischen Juden zu hören. Ich glaube, daß ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male das Wort „Schnorrer“ hörte, einen Ausdruck, der sich später in meiner beruflichen Praxis sehr nützlich erwies, als ursächliche Feststellung persönlicher Mißverhältnisse und prompte Entschuldigung für Lässigkeit und Gleichgültigkeit.

Auf dem Schiff machte ich als Zwischendeck-Passagier die Erfahrung, wie ein Emigrant sich als ein Teil des Haufens zu benehmen habe, wie er eine Wonne für diejenigen wird, welche zu der „besseren Gesellschaft“ gehören und de luxe reisen. Ich war von ihrem schmeichelhaften Interesse für unsereins berauscht, denn sie schienen sich daran zu freuen, uns von ihrem oberen Deck zu beobachten, und gelegentlich warfen sie den Kindern Pennies zu.

In Castle Garden war ich überrascht, d. h. eher bestürzt, mit welcher Geschicklichkeit die breiten Massen behandelt wurden. Wie gewandt wurden Familien von denen auseinandergerissen, die eigens als Amtspersonen dazu bestimmt waren! Als ich landete, nahm mich ein sympathischer und gesprächiger Bursche zu einer Pension in Ost-Broadway mit, wo ich Waldorf-Astoria-Preise für die Unterkunft in einem Mietshaus zahlte. Doch erhielt ich eine Menge Gratis-Ratschläge und wurde in die amerikanische Lebensweise durch den Einkauf einiger neuer Kleidungsstücke, einen Besuch beim Barbier und eine sehr wirkungsvolle Prellerei von jungen Burschen eingeführt, die mich leicht als einen Neuling im Lande der Gleichberechtigung erkannten.

Innerhalb weniger Tage fand ich mich inmitten meiner eigenen Landsleute. Sie waren wirklich freundlich zu mir. Nun richtete ich mich in einem kleinen Schlafzimmer im letzten Stockwerk eines Hauses ein. Das Stiegensteigen war zwar mühsam, aber meine Freunde dachten, daß ich, als „Intellektueller“ frische Luft haben sollte, was in den niederen Stockwerken fehlte. Es war mitten in einem heißen Sommer und ich schlief, wie die übrigen Bewohner, auf dem Dache. Später übersiedelte ich, da meine Verhältnisse immer knapper wurden, in ein hinteres Mietshaus.

Als Emigrant besuchte ich das hebräische Institut, die spätere „Educational Alliance“. Ich hielt mich viel im Lesezimmer auf, besuchte Vorträge, Konzerte und schloß mich endlich den englischen Kursen für Emigranten an.

Als Lehrling diente ich in einer Druckerei und später veröffentlichte ich eine eigene Zeitung, ein russisches Wochenblatt, welches sich dadurch auszeichnete, daß es die kurzlebigste Publikation ihrer Art war. Der magere Geldfond, den ich bei mir hatte, war nun erschöpft. Es wurde mir geraten, mich an das bekannte „Fürsorgeamt der 8. Straße“ zu wenden. Ich stand in der Reihe. Ich wurde ausgefragt, mußte meine Bitten unzähligemal wiederholen und wurde zuletzt für nicht hilfsbedürftig erklärt. Ich hege gegen die Organisation keinen Groll wegen ihres Verhaltens, aber New York verlor einen Drucker.

Da, als mein erstes amerikanisches Abenteuer erfolglos blieb, verlegte ich mich energisch auf das Studium des Englischen und verließ New York für einige Zeit, um der mir fremden Umgebung zu entfliehen. Ich ging nach Baltimore und stieß hier wieder auf eine russische

Ansiedlung. Doch bald nahm ich noch einmal den Stab in die Hand und wanderte nach einem kleinen Dorf in Connecticut, wo ich in einer Baumwollmühle Arbeit fand. Hier fühlte ich mich auch nicht am Platze. Die Bewohner waren lauter Franzosen aus Kanada. Ich kehrte nach New York zurück und besuchte eine englische Tagesschule am Hebräischen Institut, die von Josef Eron geleitet war. Endlich gelang es mir, in das Lehrerseminar der New Yorker Universität einzutreten. Hier hatte ich das Glück, in einen engen Kontakt mit Professor Dubs Shimer zu treten, der als Lehrer und Menschenfreund ein väterliches Interesse an mir nahm. Dies war, glaube ich, die erste aufrichtige Teilnahme, der ich in Amerika begegnete, und bis zum heutigen Tage bleibt meine Bekanntschaft mit Professor Shimer das angenehmste Erlebnis meiner frühen Mühen in den Vereinigten Staaten. An der Universität begegnete ich auch Dr. Sol Budaness. Er war damals Lehrer am hebräischen Technischen Institut. Er wurde einer meiner intimsten Freunde und ihm verdanke ich die ersten Schritte in meiner Karriere als Lehrer und sozialer Arbeiter. Durch ihn bekam ich die Stelle eines Kustos im Lesezimmer des Hebräischen Institutes. Hier arbeitete ich unter Herrn Henry M. Leipziger. Dieser war ein außergewöhnlicher Chef. Wiewohl streng und genau, hatte er doch ein persönliches Interesse an seinen Untergebenen. Seine oft grausame Methode hat mir viel Leid verursacht, doch lernte ich von ihm manches, was mir in späteren Jahren außerordentlich zugute kam. Im Anspornen zu höheren Leistungen war er groß. „Wie lange willst du noch bei dieser Arbeit bleiben?“ pflegte er einen untergeordneten Angestellten zu fragen. „Warum versuchst du nicht, eine andere, höhere Stelle zu erreichen? Dieser Platz ist keine lebenslängliche Unterkunft. Es gibt noch andere junge Männer, die wert sind, in ihren Anfängen unterstützt zu werden. Warum gibst du nicht die Stelle frei?“ Er verstand die Emigranten und behandelte sie als Individuen und nicht als Masse.

Nach meiner Promotion an der Universität nahm ich eine Stelle als englischer Lehrer in der Baron-Hirsch-Handelsschule an. Hier war, außer dem englischen Unterricht, meine Hauptaufgabe, für ein Wachsen der Schülerzahl zu sorgen. Es war das keine leichte Sache. Die Schule hatte eine ungünstige Vergangenheit und es kostete große Mühe, ihren zweifelhaften Ruf wieder herzustellen. Meine nächste Stelle war die als Lehrer am Hebräischen Technischen Institut. Das war ein ziemlich einträglicher Posten. Nun gewann ich Zeit, mich mit dem Leben der East Side, dem armen Ostviertel, zu beschäftigen.

Bald aber wurde ich versetzt und Leiter der Baron-Hirsch-Landwirtschaftsschule in Woodbine, New Jersey. Hier galt ich, was meine berufliche Fähigkeit anlangte, nur für einen Pädagogen, aber der größte Teil meiner Zeit und mein ganzes Interesse gehörten den Angelegenheiten sozialer Wohlfahrt. Zunächst wandte ich mich der Aufgabe zu, neues jüdisches Leben in der Landsiedlung aufzubauen. Ich versuchte die Schule zu einem Gemeindezentrum der ganzen Bevölkerung von Woodbine zu machen. Dabei war meine Arbeit nicht örtlich gebunden. Ich reiste öfters nach New York und Philadelphia. Hier kam ich mit Freunden, die mit Gemeindearbeit beschäftigt waren, in enge Berührung und obwohl ich weit entfernt lebte, gab es kaum

eine Bewegung, an der ich nicht direkt oder indirekt teilgenommen hätte.

Vom Standpunkte eines Lehrers und Direktors war meine Tätigkeit in Woodbine sehr befriedigend. Es war mir die Gelegenheit gegeben, die Schule meinen eigenen Plänen und Ideen gemäß zu entwickeln. Da redete mir niemand drein. Es gelang mir, mich mit einem tüchtigen und ergebenen Stab von Lehrern und technischen Arbeitern zu umgeben. Die Schule war aus sehr bescheidenen Anfängen zu einer großen Institution geworden und bekam Medaillen auf der Pariser Internationalen Ausstellung und auf der Ausstellung in Buffalo. Wir hatten eine große Zahl Graduierter und alle wiesen gute Leistungen auf. Die Lebensverhältnisse waren sehr angenehm. Ich war mit Komfort umgeben und erwarb viele Freunde. Aber dies war nicht mein Ehrgeiz. Ich nahm an dem Wohlbefinden der Kolonie Anteil und war enttäuscht, daß meine Träume, eine sich selbst verwaltende jüdische politische Einheit zu sehen, nicht verwirklicht wurden. In meinen Bemühungen, auf die Bevölkerung der Kolonie einen Einfluß zu gewinnen, wurde ich gestört, was zur Folge hatte, daß meine Beziehungen zu meinen vorgesetzten Behörden ziemlich gespannt wurden. Ich war jung und unerfahren und ich befand mich noch immer in der Periode, da Verzicht eine neue Erfahrung für mich war. So gab ich meinen Posten auf.

Enttäuscht und entmutigt kehrte ich eines Nachmittags nach Hause zurück, um meine Frau zu benachrichtigen, daß ich den Kampf aufgegeben, die Verantwortung von mir geworfen hätte und daß wir uns anderswo um einen Lebensunterhalt umsehen müßten. Während der darauf folgenden traurigen Stunden, durchschaute ich die Post und blickte in die Wochenblätter. Im „American Hebrew“ lenkte eine große Anzeige an sichtbarer Stelle meine Aufmerksamkeit auf sich: „Verein jüdischer Armenfürsorge in Cincinnati, Ohio, sucht einen Oberverwalter — Gelegenheit zur Ausübung erzieherischer Tätigkeit usw.“ Der Hinweis auf das erzieherische Feld lockte mich, mein Glück zu versuchen.

Ohne viel Federlesens schrieb ich einen Brief, ging zur Bahn und warf ihn ein. Es war ein impulsiver Akt, aber, indem ich den Brief einwarf, sah ich ein, daß die Wahrscheinlichkeit, eine günstige Antwort zu erhalten, nicht groß war. Einstweilen wurden wieder friedliche Beziehungen angeknüpft. Mein Entlassungsgesuch wurde nicht weitergegeben. Ich wurde gebeten, es zurückzuziehen. „Hoch diplomatisch“ erbat ich mir eine Woche Bedenkzeit, was mir auch bewilligt wurde.

Trotzdem ich überzeugt war, daß Cincinnati auf mein Gesuch nicht eingehen werde, erhielt ich nach wenigen Tagen ein Telegramm mit der Bitte, nach Cincinnati zu kommen; meine Ausgaben würden mir, unabhängig davon, ob man einig werde oder nicht, vergütet werden. Hier bot sich eine Gelegenheit, nach Mittelwest zu reisen und, wenn nichts anderes, die Verhältnisse kennen zu lernen und sich zu entschließen, ob der Wechsel ratsam sei oder nicht.

In Cincinnati wurde ich an der Bahn von Herrn Max Senior, dem damaligen Präsidenten der Föderation, abgeholt. Sofort nahm er mich in seine Obhut und führte mich in das Hotel, wo sehr komfor-

table Zimmer für mich reserviert waren. Dann begann er mir von den Problemen in Cincinnati, von den Tätigkeitsgebieten, den künftigen Plänen zu erzählen. Scharf und enthusiastisch gab er mir in großen Zügen die ganze Situation wieder und nach etwa 1 bis 2 Stunden lud mich Herr Senior ein, daß Ghetto zu besichtigen. Ich hatte jahrelang in New York City gewohnt. Ich war ein Bewohner der East Side gewesen, eines Teiles des Ghetto. Ich wußte aus eigener Erfahrung, was es hieß, in einem Miethaus zu wohnen. Ich kannte die Sitten und Gebräuche der Bewohner des Ghettos. Aber was ich in Cincinnati sah, war anders. Hier wohnten die Leute in zerfallenen kleinen Hütten. Es mangelte an sanitären Vorsichtsmaßregeln. Die Straßen waren schmutzig und mangelhaft gepflastert. Die Stadt war voll Rauch und Ruß und das Wasser war schlammig. Mein erster Eindruck war sehr ungünstig.

Abends begegnete ich wieder Herrn Senior. Er gefiel mir außerordentlich. Er war der Typus der Menschen, deren seelische Tiefe man nach dem ersten Worte fühlt. Seine Gastfreundschaft, seine Begeisterung und seine Heiterkeit gewannen mich. Er wurde nicht müde, die verschiedenen Gesichtspunkte der jüdischen Lage zu besprechen. Ich glaubte ihn zu verstehen.

Am nächsten Morgen führte er mich zum Hauptbureau der Organisation. Da begegnete ich zum erstenmal dem Dr. Solomon Löwenstein, dem bisherigen Leiter. Er hatte sein Amt aufgegeben, weil er einen Posten als Assistent des Dr. Lee K. Frankel angenommen hatte, der damals Leiter der jüdischen Zentralfürsorge in New York City war. Im Hauptbureau der Organisation traf ich viele Männer und Frauen. Sie machten auf mich den Eindruck von Menschen, die ihrer Arbeit ergeben sind, aber ich fühlte, daß sie mich abschätzen und das konnte ich nicht leiden. Eine der Damen jedoch, Frau Moses Isaacs, zog mich an. Sie schien so freundlich, ernst und begeistert, wiewohl sehr reserviert. Sie sprach einige jiddische Worte, so daß ich mich heimisch fühlte.

Das Hauptbureau befand sich in einem alten Ziegelbau. Das Hilfsamt war in zwei großen Räumen untergebracht, die durch eine dünne Scheidewand getrennt waren. Im übrigen Teil des Stockwerkes befand sich ein Kindergarten und im zweiten Stock eine Nähschule. Es war ein ärmlich ausgestattetes Gebäude mit alten, zerbrochenen Möbeln.

Am Abend war ich bei den Direktoren in ihrem eigenen Hause zu Gaste. Sie hatten auf dem Hügel prachtvolle Häuser. Ihre Gastlichkeit und Freundschaft waren außergewöhnlich. Ich verbrachte eine Weile mit meinem Vorgänger und er versuchte mir die Arbeit zu erklären. Er sprach ein so schnelles Englisch, daß ich ihm kaum folgen konnte, aber er war freundlich und ich fühlte, daß er mir helfen würde, mich in der neuen Stellung zurechtzufinden, falls ich den Posten bekommen sollte.

Am zweiten Tag mußte ich vor dem Komitee erscheinen. Dies war eine wahre Prüfung. Die Zusammenkunft fand im Vereinshaus statt; Präsident war Herr Bernard Bettman, der Steuereinnehmer von Ohio. Die Stunde meines Erscheinens war festgesetzt. Während ich die Treppen hinaufstieg, begegnete ich einem sozialen Berufsarbeiter,

den ich zufällig kannte. Weder er noch ich, unterbrachen unseren Weg, um unsere Mission in Cincinnati oder den Grund unserer Besuche zum Vereinshause zu erklären. Eine gleiche gegenseitige Aufrichtigkeit zeigte sich auch, als die Prüfung vorüber war. Während ich die Treppen hinabstieg, begegnete ich einem anderen zukünftigen Kandidaten, der mir in der Vorstellung vor dem Komitee folgen sollte.

Während des Interviews wurden kluge und bedeutungslose Fragen gestellt, und kluge und bedeutungslose Antworten gegeben. Es war eine Art inquisitorischen Verfahrens. Es wurde mir kein fester Beschluß mitgeteilt. Ich war nicht sicher, ob ich die Prüfung bestanden hatte oder nicht, noch wußte ich, ob ich die Stellung, falls sie mir angeboten würde, annehmen werde oder nicht. Ein Kampf ging in mir vor. Ich verließ Cincinnati ohne eine bestimmte Antwort. Auf dem Heimwege hatte ich genug Zeit über das Dilemma zu grübeln. Es bedeutete eine Veränderung in meinem Leben. Es bedeutete meinen Beruf als Pädagoge aufgeben. Es hieß einen neuen Beruf übernehmen. Fürsorgebeamter zu sein war zu jener Zeit keine anziehende Beschäftigung. Es war ein neues Feld — ausgezeichnete Männer als Mitarbeiter, eine interessante und aufbauende Arbeit, eine Möglichkeit, im Beginn zu beginnen. Ich konnte mich nicht entschließen und mein einziger Trost war, daß man mir doch im Grunde den Posten noch nicht angeboten hatte; wozu also die Sorgen?

Als ich nach Woodbine zurückgekehrt war, wurde ich mir dessen bewußt, daß ich eine Veränderung wünschte. Meine Arbeit interessierte mich nicht mehr wie früher. Ich war verstört, gereizt und unruhig. Es war nur klar, daß ich, ob ich nun den Posten in Cincinnati bekäme oder nicht, nicht länger in Woodbine bleiben würde. Die Angelegenheit war in wenigen Tagen geregelt. Ich bekam ein Telegramm, daß meine Anstellung in Cincinnati vom Komitee beschlossen worden war. Zehn Tage darauf verließ ich Woodbine.

Ich hatte nun zwei Wochen vor mir, bevor ich meine neuen Pflichten übernehmen sollte. Es war keine Zeit zu verlieren. Ich mußte die Gelegenheit benützen, so viel als nur irgend möglich zu lernen, um für meine neue Stellung vorbereitet zu sein. Unverzüglich begab ich mich zu Dr. Lee K. Frankel nach New York. Er schien mit der Wahl des Cincinnati-Komitees ganz zufrieden zu sein und bot mir großmütig seine Hilfe an. Ich folgte ihm vom frühen Morgen, bis sein Tagewerk beendet war und beobachtete alles, was er tat. Er lud mich in die verschiedenen Komittees ein. Er erklärte mir jede Einzelheit der Organisierung und ermöglichte es mir, in die Tätigkeit der verschiedenen Abteilungen Einblick zu gewinnen. Ich ging sogar für einige Stunden mit einem der Arbeiter in die Häuser — es war das erste Mal, daß ich versuchte, Besuche abzustatten. Ich verbrachte auch einen oder zwei Tage beim Flüchtlingskomitee usw. Nun war ich bereit, nach Cincinnati zu fahren. Von den Büchern und Artikeln, die ich während dieser kurzen Zeit gelesen hatte, von den tausend Dingen, die ich sah, war mein Kopf ganz verwirrt. Meine Freunde in New York City waren bestürzt, als ich ihnen von dem Tausch, den ich machte, erzählte. Sie bemitleideten mich und ich tat ihnen leid. Eine kleine Gruppe intimer Freunde versammelten sich in einem East Side-Restaurant an der

Grand Street, um eine Abschiedsfeier zu veranstalten. Keiner glaubte, daß ich dauernd bei der sozialen Arbeit bleiben werde. Einige zweifelten sogar, ob ich mich in Cincinnati länger als einen Monat aufhalten werde. Damals schaute man auf die Fürsorgearbeit etwas herab und es entmutigte sehr meine Freunde, mich in dieser Arbeit zu sehen.

Allein ich hatte mit Dr. Frankel erkannt, daß der Dienst nicht so einfach sei, wie er dem Uneingeweihten erscheinen mochte. Es waren ernste Vorschriften mit ihm verbunden. Eine gewisse Technik war da vonnöten und Akte, die nicht leicht auszuarbeiten waren. In meiner Verzweiflung kam ich um endgültige Ratschläge und Lehren zu Doktor Frankel. Wir saßen beim Lunch beisammen. „Dr. Frankel," sagte ich, „je mehr ich Sie beobachtet habe, je mehr ich von den mannigfachen Verzweigungen der Tätigkeit, den verschiedenen angewandten Methoden und den Faktoren, welche die Rechnung komplizieren, gesehen habe, desto verwirrter bin ich und ich kann nicht umhin zu fürchten, daß ich eine Aufgabe übernehme, zu der ich nicht fähig bin. Ich fühle die Verantwortung besonders stark, weil Cincinnati, wie Sie sagen, die trefflichste Gemeinde der Vereinigten Staaten ist. Sie bemühen sich, ihr Bestes zu tun. Ich könnte sie schlecht leiten und einfach wegen meines Mangels an Kenntnissen und Erfahrungen einen gänzlichen Mißerfolg herbeiführen."

„Denken Sie nicht an Mißerfolge," sagte Dr. Frankel, „wenn Mißerfolg kommen soll, kommt er trotz ihrer Arbeit. Richten Sie alle Ihre Bemühungen auf Erfolg ein. Denken Sie in Ausdrücken des Gelingens. Aber merken Sie sich, daß es Ihre erste Aufgabe ist, den Leuten zu zeigen, daß Sie nur das tun können, was sie tun. Beginnen Sie nicht, etwas Neues zu zeigen. Beeilen Sie sich nicht, Neuigkeiten und Aenderungen einzuführen. Arbeiten Sie so, wie es Ihr Vorgänger tat. Anfangs keine Aenderungen. Wenn Sie vollkommen sicher sind, den ganzen Vorstand oder mindestens die Mehrzahl des Vorstandes überzeugt zu haben, daß Sie seinen Standpunkt teilen, dann, aber nur dann beginnen Sie langsam und vorsichtig Ihre eigenen Ideen in die Arbeit einzuführen. Ich möchte sagen, in den ersten sechs Monaten nicht eine einzige neue Idee, nicht eine einzige neue Maßnahme, nicht eine einzige Veränderung. Die meisten Anfänger in sozialer Arbeit weisen nur deswegen Mißerfolge auf, weil sie zu große Eile haben, ihre eigenen Pläne auszuführen, bevor die Allgemeinheit gelernt hat, sie zu achten und ihre Meinung zu schätzen."

Diesem besonderen Rat Dr. Frankels verdanke ich unzweifelhaft, was immer ich im Anfang meiner sozialen Arbeitslaufbahn für kleine Erfolge erzielt habe. Meine weitere Verbundenheit mit der Arbeit und das wachsende Interesse im jüdischen sozialen Dienste verdanke ich großen Teils meiner Verbindung mit Herrn Max Senior und der geistvollen Gruppe von Männern und Frauen, aus welchen die Gemeinde in Cincinnati besteht.

Die Uebernahme der Leitung der jüdischen Fürsorge in Cincinnati machte mich in den Augen der Welt zum berufsmäßigen jüdischen sozialen Arbeiter.

Aus anderen Distrikten.

Österreich.

(25jähriges Gründungsfest der w. „Eintracht".)

Am 16. Oktober hat die w. „Eintracht" das Fest ihres 25jährigen Bestandes gefeiert. Die Festsitzung fand im Industriehause auf dem Schwarzenbergplatz statt, das Brudermahl im Kursalon. Hier wurde auch ein Festrout am 21. Oktober abgehalten.

Bei der Festsitzung war unsere Großloge durch Br. Großvizepräsident Dr. Wiesmeyer, vertreten Außerdem hatten aus unserem Distrikte die w. „Fides" 5 Delegierte, die w. „Moravia" 2 Delegierte, die w. „Bohemia", „Praga" und „Alliance" Vertreter entsendet. Auch aus dem deutschen, polnischen, rumänischen Distrikt und aus Zagreb waren viele Delegierte erschienen. Die eindrucksvolle Festrede hielt Br. Großsekretär Alexander Hecht. Höchst wertvoll (und für alle sozialen Komitees sehr lehrreich) ist die Festschrift, die Br. Dr. A. Ascher trefflich redigiert hat und für die er auch den Hauptartikel geschrieben hat.

*

Aus einer unter den Brüdern eingeleiteten Jubiläumssammlung wurde ein neuer Hilfsfond für Brüder und Witwen geschaffen, der den Namen des derzeitigen Präsidenten Prof. Dr. Julius Zappert führen soll.

Im September hat der s. w. Großpräsident des palästinensischen Distriktes Dr. David Yellin in der w. „Wien" einen Vortrag über Palästina gehalten. Während vor fünf Jahren 80.000 Juden dort lebten, sind es jetzt 160.000. Die hebräische Sprache werde in der offiziellen Zeitung, auf Postmarken, Silbermünzen, Papiergeld, in Reisepässen u. dgl. verwendet. Das Verhältnis zu den Arabern sei nicht so schlecht wie oft erzählt werde. Br. Yellin sprach vom industriellen und kulturellen Fortschritt des Landes und der Tätigkeit der Logen in Palästina.

Polen.

(Eine neue B'nai-B'rith-Monatsschrift.)

Seit dem 1. November erscheint auch für den polnischen Distrikt eine Monatsschrift „B'nai B'rith". Die Redaktion liegt in den Händen von Br. Dr. Ignaz Schwarzbart. Die Aufsätze sind in polnischer, einige auch in deutscher Sprache abgefaßt. Das Geleitwort schrieb der s. w. Großpräsident Dr. Leon Ader. Er entwirft eine kurze Geschichte des polnischen Distriktes, der 1924 mit den vor dem Kriege schon bestehenden Vereinigungen und der 1923 gegründeten Vereinigung „Braterstwo" in Warschau, das war mit 6 Vereinigungen, die 621 Mitglieder zählten, gegründet wurde. Seither sind 3 weitere Vereinigungen in Přemysl, in Lodz und Stanislau, ins Leben gerufen worden und 1927 traten die Katowitzer „Concordia" und die Michael-Sachs-Vereinigung in Königshütte dem Verband bei. Gegenwärtig besteht er aus 11 Vereinigungen mit 935 Mitgliedern. Seit der kurzen Zeit seines Bestandes hat der Verband schon Bedeutendes geleistet. Vor allem sei der fast beendete Bau eines akademischen Heimes in Krakau erwähnt und das Institut für judaistisches Wissen in Warschau, das jüdisches Wissen verbreiten und modern gebildete jüdische Pädagogen erziehen soll.

„Mit tiefer Befriedigung — sagt Br. Ader — dürfen wir die überaus erfreuliche Tatsache feststellen, daß sich in den Kreisen der Judenheit Polens, welche den Grundsätzen eines gesunden Fortschrittes im Geiste westlicher Kultur huldigen, und welche dabei den großen Traditionen des Judentums treu bleiben und an die Zukunft des Judentums glauben, immer mehr die Überzeugung von der Notwendigkeit der Organisierung dieses Teiles der Judenheit in Polen verbreitet und vertieft. In dieser Richtung wird diese unsere bescheidene Publikation in den Kreisen der fortschrittlichen Judenheit Polens zu wirken berufen sein."

In dem gleichen Hefte spricht Br. Osias Thon über „Unser Ziel". Br. Fischlowitz (Krakau), veröffent-

licht eine Arbeit, die sich auf die soziale Gesetzgebung Moses bezieht. Br. Großvizepräsident Dr. Aronade (Kattowitz) erörtert die gegenwärtige innere Situation des Distriktes im Hinblick auf seine jüdischen Aufgaben. Die Großpräsidenten des deutschen, österreichischen und rumänischen Distriktes haben begrüßende Worte der ersten Nummer gewidmet. Über den Maler Moritz Applebaum spricht Br. Dr. Otto Schneid. Mitteilungen und allgemeine Notizen ergänzen das Heft. Wir sprechen der neuen Schwesterzeitschrift unsere Glückwünsche aus.

Deutschland.

Die diesjährige Festnummer zum Ordenstag (wie sie die deutsche Großloge alljährlich auch unter Mitwirkung von Nichtbrüdern herausgibt), ist der „Bedeutung der jüdischen Gemeinde für den einzelnen und die Gesamtheit” gewidmet. Das Titelblatt zeigt die Altneu-Synagoge und das jüdische Rathaus in Prag, nach einer Photographie aus der Zeit der Judenstadt. Großpräsident Leo Baeck's Geleitwort ist den folgenden 15 Aufsätzen vorangestellt, die von verschiedener Seite die Frage der jüdischen Gemeinde behandeln. Ein reiches Bildermaterial (darunter auch eine Abbildung des Siegels vom Vorstande der Prager jüdischen Gemeinde und der Fleischerzunft, des alten Friedhofes, der Dorfsynagoge in Dürrmaul in Böhmen) ist dem Hefte beigegeben.

Die Großloge, die in Deutschland nur alle 4 Jahre zusammentritt, tagt am 18. und 19. November d. J., in Berlin. Unser Distrikt wird durch Br. Großvizepräsidenten Wiesmeyer vertreten sein.

Dem bereits veröffentlichten Bericht des Großpräs. Baeck ist zu entnehmen, daß die Mitgliederzahl des Distrikts 14.742 beträgt. Innerhalb von 4 Jahren sind 12 neue Logen gegründet worden. Hervorzuheben ist der Beschluß des Generalkomitees, der auf den Religionsunterricht der Kinder von Brüdern sich bezieht: wenn ein Bruder seine Kinder bewußt dem Judentum entfremdet, ist er vor den Ehrenrat der Loge zu stellen; ferner ein Beschluß bezüglich Namensänderung: Jeder, der seinen Namen ändert, ist verpflichtet, dem Beamtenrat seiner Loge unter Darlegung der Gründe Mitteilung zu machen. Um die Arbeit in den großen Logen zu erleichtern, ist gestattet worden, neben den eigentlichen Beamten auch Beisitzer mit Stimmrecht im Beamtenrat zu wählen.

Jugoslavien.

Die Loge „Zagreb” hat ein neues Heim bezogen, und zwar in Zagreb, Boškovičova ul. 33. Sitzungstage sind jeder erste und dritte Mittwoch im Monat.

England.

Nach dem von der Großloge herausgegebenen Bericht über die Tätigkeit in den Jahren 1926—1928 bestehen gegenwärtig in England folgende Logen: 1. Die erste Englandloge (London); sie hält einmal monatlich, gewöhnlich Sonntag abends, im Princes - Hotel, Jermin Street, Piccadilly, ihre Sitzungen ab; ihre Mitgliederzahl ist 230. 2. Die erste Frauenloge in England (London); gleichfalls einmal im Monat, am gleichen Abend und Ort Sitzung; Mitgliederzahl: 122; unter ihrem Protektorat steht ein Mädchenklub von über 100 Mitgliedern, ein Erholungsheim für 17 Kinder in der Stadt und eines an der See für Mütter und Säuglinge. 3. Manchester- (Dr. Moses-Gaster)-Loge. Sitzungstag jeder erste Montag im Monat im Midland-Hotel, Manchester; die Loge hat u. a. ein eigenes Komitee für Statistik, eine öffentliche Bibliothek, einen Ferienhort. 4. Die Manchester-Frauenloge; sie unterhält ein Erholungsheim für Kinder und ein soziales Arbeitsbureau. 5. Liverpool - Loge. Sitzungstag zweiten Dienstag im Monat im Princes-Road (sorgt u. a. für rituelle Kost in den Krankenhäusern). 6. Edinburgh-Loge. 7. Leeds-Loge. Sitzungstag jeder letzte Donnerstag im Monat im Stadthaus. 8. Frauenloge in Leeds; sorgt für die Talmudthoraschule, für kranke Kinder, Schutz für Frauen und Mädchen. 9. Glascow-Loge; Sitzung einmal monatlich im Central-Station-Hotel. 10. Southport-Loge.

UMSCHAU.

Franz Schubert.

Am 19. November werden es hundert Jahre, seitdem Franz Schubert, 31jährig, arm und wenig beachtet, in Wien gestorben ist. Erst Schumann und Liszt haben seine Größe erkannt und die verschwenderische Fülle seiner Schöpfungen den Menschen nahe gebracht. Heute gehört Schubert zu jenen Heroen, dessen Kunst die Menschen sammelt und verbindet.

Es sei darauf hingewiesen, daß Schubert, kurz vor seinem Tode, von der Wiener Synagogengemeinde den Auftrag erhalten hat, für den berühmten Kantor Sulzer und seinen Chor, den 92. Psalm, zu komponieren. Der Text wurde Schubert hebräisch in Transkription und genauer Bezeichnung des sprachlichen Rhythmus übergeben und der große Komponist hat die Noten auf den hebräischen Text gesetzt. In den gewöhnlichen Ausgaben wird Moses Mendelssohns Übersetzung untergelegt; in Sulzers „Schir Zion" vom Jahre 1842 ist die erste Fassung aufgenommen worden. Es ist der Sabbathpsalm, der mit den Versen schließt: Zadik katomor jifroch.

Die w. „Praga" hat einen eigenen Schubert-Abend veranstaltet.

Abgewinkt.

Wer jedes Winkes eines Mächtigen gewärtig ist, muß auch des Abwinkens gewärtig sein. Es gehört eben zum Schicksal der Ergebenheit, daß abgewinkt werden kann und daß man noch froh sein muß, bloß mit einer Handbewegung, die in die Luft geht, gedemütigt zu werden. Tragisch wird die Situation, wenn die abgewinkte Ergebenheit sich nicht einmal im Ausdruck der Empörung äußern darf. Der Erzbischof von Lemberg, Dr. Twardowsky kam nach Brzeszani. Zu seiner Begrüßung hatten sich an der Einfahrt in die Stadt auch die Mitglieder der jüdischen Gemeinde unter der Führung der beiden Rabbiner, mit Thorarollen unter dem Baldachin, eingefunden. Der Erzbischof wurde von seiner Umgebung darauf aufmerksam gemacht, daß die jüdische Gemeinde ihm den religiösen Gruß anbieten wolle, er aber winkte ab und wollte mit den Führern der Judenschaft nicht sprechen.

Dabei sind die Juden Polens ein der staatlichen und geistlichen Obrigkeit immer sehr ergebenes Element gewesen. Als am Erinnerungstag des 10jährigen Bestandes Polens ein Zug von 10.000 jüdischen Kindern vor dem Staatspräsidenten und vor dem Chef des Generalstabes in Warschau defilierten, wurde den Kindern gerührt zugewinkt. Nun hat sich, abgesehen von dem Massenhuldigungszug der Kinder, die jüdische Bevölkerung auch sonst an allen öffentlichen Feierlichkeiten sowohl in der Hauptstadt als auch in der Provinz sehr lebhaft beteiligt. Umso mehr mußte es auffallen, daß Juden in die offiziellen Festkomitees nicht eingeladen wurden. Auch das Warschauer Festkomitee, das die offiziellen Feierlichkeiten arrangierte, hat weder die jüdische Gemeinde noch irgend eine andere offizielle jüdische Institution heranzuziehen versucht. Aus Anlaß des Befreiungstages wurde an mehr als 1000 Personen der höchste polnische Orden verliehen. In dieser langen Liste finden sich nur zwei jüdische Namen. Man hatte offenbar, um Gleichgewicht zu bewahren, grundsätzlich abgewinkt, weil man nicht umhin konnte, fallweise zuzuwinken.

Kräftiger war schon der Wink, den die jüdischen Studenten in Wien, gleichfalls aus Anlaß der zehnjährigen Feier der Republik, seitens ihrer Kollegen erfuhren. Als die jüdischen Studenten sich zur Teilnahme an der Feier in der Universität einfanden, wurden sie von den völkischen Studenten mit dem Ruf: „Juden hinaus" empfangen und aus der Aula hinausgedrängt. Mehrere jüdische Studenten wurden schwer verletzt. Unter Absingung des Hymnus „Hatikwah" zogen die Juden ab. Die Feier fand ohne Teilnahme der jüdischen Studenten statt.

Von solchen Methoden schien J u g o s l a v i e n bisher ziemlich frei zu sein. Und doch ist jüngst ein G e h e i m e r l a ß des Armeeflieger-Kommandos bekannt geworden, in welchem den betreffenden Stellen ein Wink gegeben wird, daß jüdische Soldaten nicht als Fliegereleven aufgenommen werden dürfen, daß Juden von der Militäraviatik überhaupt ausgeschlossen bleiben und, daß Fliegeroffiziere, die Jüdinnen heiraten, entlassen werden sollen. Dies geschah gewiß nicht, um den Mischehen Einhalt zu gebieten, oder um den Pazifismus im Judentum zu fördern, sondern, um die Juden im öffentlichen Dienste abzuwehren. Gegen diese auch in Jugoslavien aufkeimende Gesinnung wird die Protestversammlung des kroatischen Gemeindeverbandes wenig nützen.

Immerhin vermag heute auch die schwächste Regierung, wenn sie es für gut findet, selbst einer starken Gegnerschaft gegen die Juden, wenigstens für eine Zeitlang, abzuwinken. Das hat sich zu Beginn dieses Monates in U n g a r n gezeigt. Dort war es in der zweiten Hälfte Oktober wieder zu Judenkrawallen an den Universitäten gekommen. Bei den Immatrikulierungen an der Budapester Universität wurden 30 jüdische Studierende, die sogar auf Grund der an den Universitäten eingeschränkten Bestimmungen ein Recht auf die Zulassung haben, durch Beschluß des Senats und des Professorenkollegiums von der Immatrikulierung ausgeschlossen. Ebenso hatte die technische Hochschule die Immatrikulierung mehrerer jüdischer Studenten entgegen den gesetzlichen Bestimmungen abgewiesen, nur weil sie Juden sind. Eine Intervention beim Unterrichtsminister bewirkte, daß dieser die nachträgliche Aufnahme von 16 der abgewiesenen Studenten (denen, die mit Vorzug maturiert haben), — also eigentlich schon ein Kompromiß! — anordnete. Die medizinische Fakultät gab nun in 3 Fällen nach, die übrigen Fakultäten und die Technik überhaupt nicht. Der Minister verfügte daraufhin im Verordnungswege die Aufnahme der anderen 13. Gleich darauf haben die Antisemiten durch Plakate an der Universität ihre Entschlossenheit kundgetan, gegen jüdische Studenten vorzugehen. Nun kam es zu Krawallen auf der Ringstraße und in der Universität, in dessen Hof liberale Zeitungen verbrannt wurden. Die Technik mußte für drei Tage geschlossen werden. Die Unruhen dehnten sich auch auf die anderen Universitäten aus. In Debrecin wurden 10 jüdische Studenten blutig geschlagen, in Szegedin und Fünfkirchen mußten die Universitäten wegen Ruhestörungen und Mißhandlungen geschlossen werden. Die Angelegenheit griff auf das Abgeordnetenhaus über. Die Redner der Sozialdemokraten behaupteten, daß die Polizei sehr milde gegen die randalierenden Studenten vorgegangen sei, dafür aber zahlreiche Arbeiter und bürgerliche Elemente verhaftet habe, die sich für die Aufrechterhaltung der staatlichen Sicherheit einsetzten. Die verhafteten Arbeiter und Bürger wurden durch Mißhandlungen gezwungen, Geständnisse abzulegen und auf jede Appellation gegen die verhängten Urteile zu verzichten. Die Redner erklärten, es müssen irgend welche geheimnisvolle Gründe sein, die die Regierung abhalten, endlich Ordnung zu schaffen. Der Sturm wuchs, als während der Rede des Sozialdemokraten Farkas der demokratische Abgeordnete Dr. Fabian dem Staatssekretär des Innern, Dr. Sztranyawszky zurief: „Sie sind es, Herr Staatssekretär, der in diesem Lande jedes Verbrechen vertuscht. Sie sind der Verteidiger aller Mörder." Dieser Ausruf hatte auf der Seite der Regierungspartei scharfe Proteste hervorgerufen, der Lärm dauerte minutenlang an. Die sozialdemokratischen Redner warfen dem Staatssekretär Sztranyawszky vor, er habe seit mehr als einem Jahre Kenntnis davon, wer die Personen waren, die im Jahre 1923 in den Ballsaal eines Hotels in Csongrad, wo ein Gesellschaftsabend des jüdischen Frauenwohltätigkeitsvereines stattfand, eine Bombe warfen, durch welche drei Personen getötet und 25 schwer verletzt, zum Teil fürs Leben verkrüppelt wurden. Der Staatssekretär weigerte sich aber, das Verfahren einzuleiten, weil es sich um Personen aus völkischen Kreisen handelte.

Sobald diese Vorgänge in einem nicht verkleinerten Maßstabe ins Ausland drangen, wurden sie auch im Innern unangenehm. Den Budapester Berichterstatter der „Vossi-

schen Zeitung", der nichts anderes mitteilte, als was in den ungarischen Zeitungen zu lesen war, wies man einfach aus und den Studenten winkte man ab. Man ließ ihren Hauptausschuß tagen, der den Beschluß faßte, den Standpunkt der Studenten in einer Denkschrift niederzulegen und die Jugend aufzufordern, Disziplin zu wahren. So ist nun mit einemmal Ruhe in die Universitäten eingekehrt: die Angst vor dem Ausland hatte abgewinkt.

Östlicher Bericht.

Br. Dr. Jsmar Freund aus Berlin hat im Sommer d. J. eine Studienreise nach Rußland unternommen und legt seine Ergebnisse in Aufsätzen nieder, die im Gemeindeblatt der jüdischen Gemeinde Berlins erscheinen. Br. Freund sagt u. a.: Das Schicksal der Juden in Sowjetrußland ist von einer besonderen Tragik. Auf der einen Seite hat es vielleicht noch nie eine Revolution gegeben, die für die Juden eine solche Umwälzung zum Guten gebracht hätte, wie die russische. Gegenüber dem Helotentum, in dem sie sich unter dem zaristischen Regime befunden hatten, hat diese Revolution nicht nur in der Theorie. sondern auch in der Praxis damit Ernst gemacht, ihnen die absolute politische, wirtschaftliche und soziale Gleichberechtigung zu geben. Die Tragik liegt nun darin, daß dieselbe Revolution wie ein Sturmwind über die Juden Rußlands hingefegt ist, sie niedergeworfen und entwurzelt hat, und zwar in einem Ausmaß, wie es vielleicht die ganze neuere Judengeschichte nicht ein einziges Mal aufweist. Die Ideologie des Sowjetismus, in die Tat umgesetzt, hat sich eben anders gegen die Juden und anders gegen die übrigen Russen geltend gemacht. Die russische Revolution war eine antikapitalistische, und sie war eine Agrar-Revolution. Ihre Nutznießer waren die Arbeiter und Bauern. Unter beiden Berufsschichten befanden sich die Juden nur ausnahmsweise. Sie gehörten vielmehr in hervorragendem Maße zu den Kreisen der freien Wirtschaft, die die Revolution entwurzelt und im Kern getroffen hat. Aus dieser Situation ergibt sich eines der wichtigsten Hauptprobleme der russischen Judenfrage. Rußland steht vor der ungeheuren Aufgabe, durch eine vollkommene Umschichtung der Berufe diese Millionen von existenzlos Gewordenen wieder existenzfähig zu machen. Auch nach Abtrennung der Randstaaten zählt Sowjetrußland noch 2.600.000 Juden. Um das Schicksal dieser Millionen geht es.

Man muß die Juden systematisch und in Massen der Landwirtschaft zuführen und industrialisieren. Denkt man daran, daß beispielsweise in Moskau allein heute bereits 10.000 jüdische Fabrikarbeiter vorhanden sind, so begreift man, was das Problem der Industrialisierung der Juden in Rußland bedeutet. Auch für das Handwerk liegen die Dinge in Rußland grundsätzlich anders als bei uns. In einer Stadt wie Minsk, treffen wir an die 3000 jüdische Handwerker. Das jüdische Handwerk muß aber durch zweckmäßige Methoden erst existenzfähig gemacht werden. Neben dem Handwerk ist es schließlich noch der jüdische Heimarbeiter, der im deutschen Rußland eine Existenzmöglichkeit findet, vorausgesetzt, daß es durch zweckmäßige Methoden gelingt, ihn existenzfähig zu machen. Das ist der Kreis der wirtschaftlichen Aufgaben.

Der Verfasser gibt nun einen Überblick über das, was auf dem landwirtschaftlichen Gebiete für die Juden geleistet worden ist. Der Staat, der durch den Komzet arbeitet, stellt Kolonisationsland zur Verfügung und beteiligt sich darüber hinaus an einer Kreditgewährung für die Neusiedler. Neben dem Komzet arbeiten die JCA, vor allem der Joint, der sich mit großer Verve in das russische Aufbauwerk eingeschaltet hat, endlich der ORT, der auf den verschiedensten Gebieten der Aufbautätigkeit, so auch in der Landwirtschaft, sich betätigt. Alle diese Organisationen haben mit der Regierung Staatsverträge abgeschlossen, wobei die Regierung weitgehende Konzessionen eingeräumt hat, wie freie Einfuhr von Maschinen aller Art, Bauutensilien usw. Die Zahl der bereits in Rußland vorhandenen landwirtschaftlichen jüdischen Siedlungen beträgt z. Z. zwischen 200 und 300. Die Möglichkeiten der Weiterentwicklung sind scheinbar unbegrenzt. Summarisch läßt sich sagen: Die Überführung der Juden in die

Landwirtschaft als Maßnahme großen Stils ist durchaus hoffnungsreich.

Was die Industrialisierung der Juden betrifft, so dienen ihr die professionellen Schulen, in denen junge Leute zu Arbeitern ausgebildet werden. Die Leistungen dieser Schulen sind erstaunlich und herzerhebend. Mit Unterstützung dieser Arbeit paßt man sich im eminentesten Sinne den Entwicklungsmöglichkeiten Sowjetrußlands an, wo ein Hunger nach qualifizierten Arbeitern für die gigantischen Aufgaben, die Rußland sich in industrieller Hinsicht gesetzt hat, besteht.

Nun zu den Heimarbeitern und Handwerkern! Kommt man in eine der von „ORT" betreuten Berufsgenossenschaften jüdischer Heimarbeiter in Leningrad oder Moskau hinein, so stößt man dort auf ein Gewimmel wie in einem Ameisenhaufen. 400, 500, 600 Menschen kommen an einem Vormittag, um sich ihre Wolle abzuholen und ihre Strümpfe abzuliefern. Sie bekommen von der Genossenschaft das Rohmaterial und liefern an sie das fertige Produkt, für welches es vorläufig unbegrenzten Absatz gibt. Es fehlt noch an Rohmaterial und Maschinen. Hier kann man mit geringen Mitteln und in verhältnismäßig kurzer Zeit Wertvolles leisten. Mit 300 Mark kann man eine Familie existenzfähig machen. Der geringe Betrag von 300.000 Mark jährlich, drei Jahre hintereinander investiert, würde die Möglichkeit geben, in jedem Jahr auf unabsehbare Zeit 1000 Maschinen zu beschaffen und 1000 Familien mit 5000 Köpfen existenzfähig zu machen. Denn im vierten Jahr würden bereits die im ersten Jahr investierten Summen zurückfließen, im fünften Jahre die aus dem zweiten und so fort. Von der Größe der Mittel, die dem Aufbauwerk zugeführt werden, hängt es ab, in welchem Umfange Ersprießliches geleistet werden kann. —

Soeben kommt aus Amerika die Nachricht, daß der berühmte christliche Philanthrop John Rockefeller jun. eine halbe Million Dollar für das jüdische Kolonisationswerk des Agro-Joint in Rußland gespendet habe. Es ist übrigens die erste große Zuwendung für jüdische Zwecke, die Rockefeller jun. geleiset hat. —

Daß es aber neben den ökonomischen Schwierigkeiten in Rußland auch ein schwerwiegendes antisemitisches Problem gibt, darüber haben wir wiederholt berichtet. Es ist bezeichnend, daß sich erst vor kurzem eine Gesellschaft zur Bekämpfung des Antisemitismus hat bilden müssen. Wie schwer die Umstellung vielen Familien wird, das zeigt ein Bericht aus Danzig, wo in den letzten Tagen jüdische Familien aus Moskau eingetroffen sind, denen als sogenannten „nicht arbeitenden Elementen" das Recht, eine der Zwangswirtschaft unterliegende Wohnung zu benutzen, entzogen worden war. In einem Gespräch mit dem Danzinger Jta-Vertreter, erklärten sie, daß die Anfang des Winters erschienene Verordnung, wonach „nicht arbeitende Elemente" ihre zwangsbewirtschafteten Wohnungen verlassen müssen, Tausende jüdische Familien in eine unsagbar verzweifelte Lage gebracht hat. Die Wegnahme einer Wohnung kommt einem Todesurteil gleich. Es ist einfach ausgeschlossen, in Moskau oder in irgend einer anderen Stadt Rußlands eine nicht zwangsbewirtschaftete Wohnung zu bekommen. Unmöglich ist es einer aus ihrer Wohnung hinausgeworfenen Familie, ein möbliertes Zimmer in einer fremden Wohnung zu bekommen, weil dann der andere Wohnungsinhaber in die Gefahr kommt, daß ihm seine Wohnung weggenommen wird. —

Trotz aller Bemühungen und Kolonisationsbestrebungen nimmt die jüdische Bevölkerung auf dem flachen Lande auch in Osteuropa ab. In den vom Jüdischen Wissenschaftlichen Institut unter der Redaktion von Jakob Lestschinsky herausgegebenen, soeben erschienenen „Schriften für Wirtschaft und Statistik" veröffentlicht Dr. I. Koralnik eine größere Arbeit über „Demographische Wandlungen im osteuropäischen Judentum". Der Verfasser untersucht die amtlichen Ergebnisse der Volkszählung 1926 und findet, daß die Zahl der jüdischen Einwohner auf dem flachen Lande in der Ukraine 1926 nur etwa 135.000 Seelen betrug, d. h. 8.6 Prozent des gesamten ukrainischen Judentums (1,574.428 Seelen). 1897 belief sich die Zahl auf dem flachen Lande in der heutigen

Ukraine auf 485.000, oder rund 30% des gesamten ukrainischen Judentums. Bringt man nun gar die 107.000 jüdischen Ansiedler in den ukrainischen jüdischen Kolonien in Abrechnung so ergibt sich, daß in den nichtjüdischen Dörfern, unter den nichtjüdischen Bauern heute etliche 20.000 Juden gegen die mehreren Hunderttausend im Jahre 1897 wohnen. In Polen und Galizien ist der ländliche Teil der jüdischen Bevölkerung ebenfalls bedeutend gesunken. Gegen 40 Prozent im Jahre 1900 und 36.9 Prozent im Jahre 1910 beziffert sich die ländliche jüdische Bevölkerung Galiziens gegenwärtig auf nur 20.3 Prozent. In Kongreßpolen ist der Prozentsatz von 13.5 im Jahre 1897 auf 7.3 im Jahre 1921 gesunken. Die absolute Zahl der ländlichen Juden hat wie folgt abgenommen: in Galizien von 324.086 im Jahre 1900 auf 149.836 im Jahre 1921; in Kongreßpolen von 216.965 auf 124.270 im Jahre 1921.

Gleichzeitig mit der Schrumpfung der ländlichen jüdischen Bevölkerung ging, namentlich in Sowjetrußland, das Anwachsen der großstädtischen jüdischen Einwohnerschaft einher. In den vier größten Städten der Ukraine, Kiew, Odessa, Charkow, Jekaterinoslaw, stieg die jüdische Einwohnerschaft vom Jahre 1897 bis zum Jahre 1926 um über 100 Prozent an. Es zeigt sich also hier der nämliche Prozeß, den an anderer Stelle dieses Heftes Br. Haim für unsere eigenen Staatsverhältnisse nachweist.

Das Vorurteil.

Es gibt ein jüdisches Vorurteil, das zwar begreiflich ist, wenn man an die jüdische Geschichte denkt, vor dem man aber doch, weil es eben ein Vorurteil ist, auf der Hut sein müßte: daß nämlich in jeder ablehnenden Äußerung von Nichtjuden ein antisemitisches Motiv zu suchen sei. Ein typisches Beispiel gab es dafür in Deutschland anläßlich des Zeppelinfluges. Ministerialdirektor Dr. Badt hätte als einziger jüdischer Passagier die Amerikafahrt mitmachen sollen. Am Tage des Abfluges berichteten die Zeitungen, Dr. Badt sei nicht mitgekommen, weil er „zu spät" in Friedrichshafen eingetroffen sei. Sofort wurde vermutet, es handle sich um einen verdeckten Antisemitismus der Amerikafahrer.

Nun hat Dr. Badt selbst die Sache in ihrer Harmlosigkeit klargelegt: „Als Dr. Eckener sich entschlossen hatte, einen Vertreter des Reichsrats als der Repräsentanz der 18 deutschen Länder zur Amerikafahrt einzuladen, konnte er annehmen, daß ich in meiner Eigenschaft als preußischer Reichsratsbevollmächtigter mit dieser Vertretung beauftragt werden würde. Man rechnete damals damit, daß die Herren Staatsminister infolge ihrer starken parlamentarischen Inanspruchnahme keine Zeit finden würden, so lange der politischen Arbeit fernzubleiben. Nun hatte sich aber kurz vor dem Amerikaflug das preußische Parlament auf einige Wochen vertagt; dadurch wurde es zu meiner Freude dem preußischen Minister des Innern, Grzesinsky, ermöglicht, persönlich als Vertreter des Reichsrats an dem Amerikaflug teilzunehmen.

Gleichwohl wollte Dr. Eckener, der mir noch vorige Woche bei einem Bankett zum Abschluß der ersten, großen, über Holland und die englische Küste führenden 34 Stundenfahrt des Luftschiffs, an der ich teilgenommen hatte, sagte, ich müßte unter allen Umständen mit nach Amerika kommen, diese Absicht noch verwirklichen.

Als sich aber nach dem Abwiegen des Luftschiffes herausstellte, daß in der Tat die Belastung des Luftschiffes die für den Aufstieg zulässige Grenze erreicht hatte, war Dr. Eckener aus diesen rein technischen Gründen nicht in der Lage, seine Absicht zu verwirklichen.

Ich halte es für völlig ausgeschlossen, daß irgendwelche anderen Motive bei dieser Entscheidung auch nur in den Bereich der Erwägung gezogen worden sind."

Der „Zeppelin" hat übrigens einen Scheck über tausend Dollar für den jüdischen „ORT" in Berlin vom amerikanischen „ORT" mitgebracht.

Frauenprobleme.

Am 22. und 23. Oktober fand eine Tagung des jüdischen Frauenbundes in Breslau statt, unter Anwesenheit der Vertreterinnen vieler jüdischer Frauenvereine des Auslandes. Auch die evangelischen und katholischen Frauenverbände Breslaus hatten Delegierte entsendet. In

der Vormittagsversammlung wurden Fragen des Kinder-, Mädchen- und Frauenschutzes eingehend behandelt und deren rechtliche Grundlagen besprochen. Frau Ida Auerbach (Köln), wies in ihrem Referate über Berufsberatung eindrücklich darauf hin, daß viel größerer Wert auf die hauswirtschaftliche Ausbildung der Mädchen gelegt werden müsse, daß hauswirtschaftliche Schulen zu errichten seien, die von ausgebildeten Gewerbelehrerinnen geleitet werden. Durch die Konzentration in der Industrie, die allmähliche Ausschaltung des Zwischenhandels, wird immer weniger kaufmännisches Personal benötigt. Die technischen Berufe, sowie die der Hortnerin, der Kindergärtnerin und der Gymnastiklehrerin, sind Frauenberufe der Zukunft.

Mit besonderem Interesse wurden die Berichterstatterinnen des Auslandes gehört. Frau Dr. Reichenstein (Lemberg), gab zu verstehen, daß die sozialen Verhältnisse in Ostpolen besonders große Schwierigkeiten bieten. Noch heute herrscht dort kein Schulzwang. Von neu errichteten Gewerbeschulen verspricht man sich eine gründlichere Ausbildung der heranwachsenden Jugend. Frau von Goldberger (Budapest), sprach über den Lehrlingsschutz. Schon im Jahre 1842 ist in Budapest ein israelitisches Handwerkerverein gegründet worden. Die Fürsorge für männliche, jüdische Handwerker ist dort hoch entwickelt, doch ist die Betreuung weiblicher Handwerker in Ungarn noch durchaus ungenügend. Frau Klinger (Czernowitz), gab ein Bild von den dortigen Verhältnissen. Auch Fragen des Mädchenhandels und Mittel zu seiner Bekämpfung, wurden besprochen. Rechtsanwalt Dr. Margaret (Berlin), wies darauf hin, daß die Tendenz bestehe, die ausländischen Kinder armenrechtlich den einheimischen immer mehr gleich zu stellen. Über Bahnhofshilfe sprachen Frau Marta Ollendorff (Berlin), und Frau Dwerls (Budapest).

In der Tagung am Nachmittag wurden die Themen: „Überparteiliche, interkonfessionelle, internationale jüdische Frauenarbeit” behandelt. Fräulein Hanna Karminski (Berlin), referierte über überparteiliche Frauenarbeit. Weder die wissenschaftliche noch die soziale Arbeit darf in der Partei ihre Grenze finden. Über interkonfessionelle Frauenarbeit sprach Frau Paula Ollendorff. Die sowohl in der interkonfessionellen, als besonders auch in der jüdischen Arbeit weithin bekannte Referentin deutete darauf hin, daß man zuerst und vor allem konfessionell arbeiten, dann aber über den Weg der konfessionellen Arbeit auch den zur interkonfessionellen finden müsse. Die Bundesvorsitzende, Frau Bettina Brenner (Leipzig), gab interessante Anregungen zu internationaler Frauenarbeit. Den Referaten folgte eine lebhafte Diskussion, an der sich auch die weit über die Grenzen des Jüdischen Frauenbundes hinaus bekannte Gründerin des Bundes, Fräulein Berta Pappenheim, beteiligte.

Am Abend behandelte Frau Ernestine Eschelbacher (Berlin), Fragen der Agunoth, der geschiedenen Frauen, und Ausblicke auf eine Möglichkeit der Verbesserung ihrer Lage. Der Abend gestaltete sich durch die Anwesenheit der Gemeinderabbiner und deren Beteiligung an der Diskussion, sehr interessant. Noch ist kein Ausweg gefunden, um den nach jüdischem Recht getrauten, eheverlassenen Frauen wider Willen und bei Verschollenheit des Mannes, die Freiheit wieder zu geben. Noch sind die Meinungen verschieden, ob überhaupt ein Ausweg gefunden, am Gesetz gerüttelt werden darf.

Mit großem Beifall wurde der Vortrag von Frau Dr. Else Rabin (Breslau), über das Frauenwahlrecht in der Gemeinde, aufgenommen. Von jüdisch - religiöser und von rechtlicher Seite bestehe kein Einwand gegen das aktive, noch gegen das passive Frauenwahlrecht in der Gemeinde. Dennoch ist das Frauenwahlrecht in verschiedenen Gemeinden noch nicht durchgeführt. Frau Grete Bial (Breslau), schloß die eindrucksvolle Tagung mit einem Referat über Fragen der Adoptionsvermittlung, der Betreuung der schulentlassenen Jugend und der Erholungsfürsorge für Erwachsene. —

Die interkonfessionelle Zusammenarbeit der Frauenbünde ist in Deutschland schon lange gang und gebe. Sie zeigte sich jüngst in Berlin, als die in der Berliner Frauenkonferenz zusammengeschlos-

senen Organisationen — Vereinigung evangelischer Frauenverbände, Katholischer und Jüdischer Frauenbund, Vaterländischer Frauenverein vom Roten Kreuz und Stadtverband Berliner Frauenvereine — eine Gedenkfeier für Henriette May. veranstalteten, der verstorbenen hervorragenden Vorkämpferin der jüdischen sozialen Fürsorge und der Frauenrechte. —

Dank der Mithilfe der Frauenvereinigung des B'nai B'rith-Ordens im deutschen Distrikt hat die seinerzeit auch hier besprochene Anregung von Br. Univ.-Prof. Hannauer konkrete Form angenommen. Am 28. Oktober hat sich in Frankfurt a. M., der Verein „Gemeinnützige jüdische Eheanbahnungsstelle", der die Förderung der Eheschließung unter den Juden, zumal der Frühehe, und die Bekämpfung der Mischehen zur Aufgabe hat, konstituiert. Der Verein betreibt nur gemeinnützige und fürsorgliche Arbeit, letztere auch in der Richtung, etwa erzielte Überschüsse, insbesondere aus Schenkungen und Stiftungen, zur Ausstattung von armen Bräuten zu verwenden. Die Geschäftsstelle des Vereines hat ihren Sitz in Frankfurt a. M. In größeren Städten und Bezirken werden ehrenamtlich tätige Vertrauenspersonen, erforderlichenfalls lokale Bezirksstellen zur Unterstützung von armen Bräuten bestellt. —

Im Oktober hat sich in Prag eine jüdische Frauenliga für Frieden und Freiheit konstituiert, die mit den internationalen Frauenligen zusammenarbeiten wird.

Fernwirkung Palästinas.

Die Angriffe gegen Juden an der Klagemauer in Jerusalem, der Aufbau eines Gebäudes auf der Mauer selbst, haben in der ganzen Welt Empörung hervorgerufen. Überall wurden Protestversammlungen von Juden aller Parteirichtungen abgehalten. Die Mandatskommission des Völkerbundes, hat ihr lebhaftes Bedauern über die Vorfälle ausgesprochen und erwartet, daß die britische Regierung eine gerechte Lösung finden werde. So unliebsam der Anlaß ist, so bleibt doch die Einmütigkeit aller Juden und der Affekt, mit dem sie ein Ereignis auf palästinensischem Boden erfaßt, in einem erfreulichen Sinn bemerkenswert.

Ebenso bemerkenswert ist der Bericht über die Tagung der amerikanischen Nichtzionisten vom 20. und 21. Oktober in New York. 400 jüdische Delegierte nahmen an ihm teil. Louis Marshall präsidierte. Unter den Gästen befand sich auch der englische Lord Melchett (der frühere Sir Alfred Mond), dessen Rede großen Eindruck machte, und Chajim Weizmann. Alle Redner der Nichtzionisten begrüßten die Bildung der „Jewish Agency" und betonten die Einheit und Einmütigkeit ganz Israels in dem Streben, Palästina aufzubauen. Marshall sagte in der Schlußansprache: „Von heute ab sind wir nicht mehr in Nichtzionisten und Zionisten geteilt. Wir sind nun eins!" In der Resolution der Konferenz wurde bestimmt, daß die Vereinigten Staaten 40 Prozent der Nichtzionisten für die „Jewish Agency" stellen sollen und daß bezüglich der übrigen nichtzionistischen Mitglieder der Agency aus anderen Ländern die Amerikaner zu befragen sind. Bekanntlich werden in der Agency die Hälfte aller Mitglieder Nichtzionisten sein.

Die fernwirkende Kraft Palästinas, die oftmals die Juden in zwei gegnerische Lager zu teilen scheint, hat, in die richtigen Bahnen geleitet, wohl auch ihre große einigende Bedeutung. Dies zeigte sich sehr erhebend bei der Oktobertagung des Keren Hajessod in Berlin, bei der außer Colonel Wedgwood, dem großen Judenfreund, Zionisten und Nichtzionisten, wie Prof. Franz Oppenheimer, Georg Bernhard, Willy Dreyfus, einmütig zur sozialen und kulturellen Arbeit für Palästina aufforderten.

Die gemeinsame Hilfe für Palästina führte auch die Mitglieder der „Jüdischen Waisenhilfe" in Berlin zusammen, zu denen u. a., Ehrengroßpräsident Dr. Timendorfer gehört. In der letzten Sitzung des Präsidiums, das Frau Prof. Einstein leitet, berichtete Herr Dr. Siegfried Lehmann über das von ihm gegründete Waisenhaus Benschemen, eine Kindersiedlung mit Geflügelzucht, Milchwirtschaft, Orangenpflanzung usw., die gegenwärtig 100 Kinder zählt. In diesen Tagen geht von Kowno eine neue Gruppe von 25 Waisenkindern nach Benschemen ab.

Bücher und Zeitschriften.

Menorah.

Jüdisches Familienblatt. — Wien I., Zelinkagasse 13.

Das Oktoberheft bringt als ersten Artikel eine Kritik des Wiener Univ. Professors Dr. Max Eisler über den neuen Judenfriedhof in Wien. An der Hand von Reproduktionen würdigt Eisler den Bau der Zeremonienhalle, die im Stil einer modernisierten maurischen Kunst gehalten ist, deckt aber mit aller Eindringlichkeit das seelisch Unzulängliche des Entwurfes auf: den Mangel an Schlichtheit und Ergriffenheit. Als Gegenstück wird ein Bild der neuen Zeremonienhalle in Brünn des Arch. Bohuslav Fuchs gezeitigt. Über den „Tempel zu Jerusalem“ und die Versuche ihn bildlich zu rekonstruieren, spricht Leo Adler (Berlin), der sehr interessant die Bauweise der anderen orientalischen Völker zum Vergleich heranzieht. In einer sehr fesselnden Schilderung rollt John W. Vandercook die merkwürdig abenteuerliche Geschichte einer jüdischen Siedlung im afrikanischen Dschungel auf, deren Reste — Friedhof und verfallene Synagoge — er selbst besucht hat. Dem mit 36 Jahren verstorbenen (fast verhungerten) italienisch-jüdischen Maler Anadeo Modigliani widmet Aurelie Gottlieb einen durch mehrere Reproduktionen unterstützten Aufsatz. Jabotinsky, der Schöpfer der jüdischen Legion, setzt seine interessanten Kriegserlebnisse fort. Oskar Baum ist mit einer ergreifenden Kindergeschichte „Die Geopferten“ vertreten. Ernst Müller veröffentlicht seine Übertragung dreier Kabbalistischen Sabbatlieder; Professor Brasslov bringt Bemerkungen zur jüdischen Volkskunde.

Velhagen und Klasings Monatshefte.

Das Novemberheft (M. 2.40) bringt auf einem Umfang von über 100 Seiten eine Fülle von Erzählendem, Kunstgeschichtlichem, Wissenswertem und vor allem kostbare Kunstbeilagen in Mehrfarben-, Ton- und Tiefdruck. Der erste Teil des sehr spannenden Romans von Ernst Lothar „Der Hellseher” eröffnet das Heft. Herbert Eulenberg ist mit einer Novelle „Rhapsodie einer Liebe” vertreten, Otto Anthes mit der Novelle „Der Pfarrherr zu Rod an der Weil”. Emil Hadina erzählt in Versen, deren Heiterkeit melancholisch überschleiert ist, die Geschichte von Schuberts Vater. Reich illustriert sind die Aufsätze „Jemsen und Gams” von E. Oßwald, die „ostasiatische Vision in Bildern Barthels” von Ratzka, die „Entwicklung der Schiffahrt in Wandgemälden” von Claus Bergen, „Kammermusik einst und jetzt” von Dr. Kleefold mit Bildern von Max Oppenheimer. Sehr interessant ist ein Artikel von Baumeister Langen: Haben wir einen neuen Stil? sowie Südamerikanische Erinnerungen von Otto Schreiber. Launige Mediziner-Anekdoten erzählt der gegenwärtige Rektor der Berliner Universität. Eine illustrierte Rundschau, Buchbesprechungen usw. ergänzen das reichhaltige Heft.

Vom Heinebund.

Wir haben an dieser Stelle wiederholt auf die „Jüdische Buchgemeinde Heinebund” (Berlin W 57, Pallasstraße 10—11) hingewiesen. Für den jährlichen Mitgliedsbeitrag von 130 Kronen wird eine Jahresreihe von 4 Bänden geliefert, deren buchhändlerischer Wert (sie erscheinen später auch im Buchhandel) den Jahresbeitrag fast bis zum Doppelten übersteigt. Außerdem haben die Mitglieder das Recht auf den Bezug von sogenannten Auswahlbänden, die, eigens für den Heinebund gedruckt, zu mäßigen Preisen abgegeben werden. Um die Redaktion des Bundes, die in den Händen von Dr. Ahron Eliasberg liegt, mit der Mitgliedschaft in nähere Berührung zu bringen, werden in loser Folge

Blätter des Heine-Bundes den Mitgliedern kostenlos zugeschickt, die Persönliches von den Autoren, Proben aus den Heinebänden, Pläne der Redaktion, literarische Mitteilungen usw. enthalten. Die erste Nummer brachte u. a. persönliche Erinnerungen an Bubers Studentenzeit, die mit zu dem Lebendigsten und Interessantesten gehören, was über Bu-

ber aus Anlaß seines 50. Geburtstages geschrieben wurde. Im 2. Hefte vom Oktober d. J. sind Erinnerungen an den früh verstorbenen Alexander Eliasberg, dem verdienstvollen Übersetzer aus dem Russischen und Jiddischen. Interessantes erfährt man auch über Marcus Ehrenpreis, dem Autor des letzterschienenen Buches der gegenwärtigen Jahresreihe:

Das Land zwischen Orient und Okzident. Spanische Reise eines Juden.

Ehrenpreis wurde in Lemberg 1869 als Sohn eines Verlegers geboren, studierte in Berlin, wurde Mitarbeiter an Achad Haams hebräischer Zeitschrift „Haschiloach", 1900 bis 1914 war er Großrabbiner von Bulgarien, redigierte spaniolische und bulgarische Blätter, nahm Einfluß auf die Friedensverhandlungen zu Ende des Balkankrieges und ist seit 1914 Oberrabbiner in Stockholm. Auch die schwedische Sprache meistert er; er ist Begründer der Zeitschrift „Judisk Tidskrift". Da also Ehrenpreis ein selten sprachen- und weltkundiger Mann ist, so ist sein spanisches Reisebuch ebenso genußreich wie lehrreich. Er sieht in der Geographie Spaniens mit seinen klimatischen Extremen, in seiner Geschichte, die in das westlichste Land Europas den stärksten orientalischen Einfluß getragen hat und in dem lebendigen Kulturgut der Städte und Menschen, die zwischen maurischer Lebenslust und inquisitorischer Düsterkeit herumgeworfen sind, ein einzigartiges Phänomen, das heute, von einer freiheitlichen Gesinnung emporgehoben, große Möglichkeiten für die Menschheit in sich birgt. Im Buche Ehrenpreis' werden die großen jüdischen Menschen des spanischen Mittelalters lebendig, mitten auf ihrer Erde und in ihrer Atmosphäre. Von einem geradezu quellenmäßigen Wert sind die Aufzeichnungen über die Marannen, ihre mündliche Literatur, ihre heutige Rückbewegung zum Judentum, die Kapitän Barros Basto organisiert hat. Auch die Unterredungen mit politischen Persönlichkeiten, wie Primo de Rivera, sind von historischer Bedeutung. 35 Text- und Tafelbilder erhöhen die Anschaulichkeit des Werkes. Alfons Paquet, der große Freund des Judentums, hat ein bekennendes Vorwort dazu geschrieben. ft.

Julien Green: „Adrienne Mesurat."

Speidel sche Verlagsbuchhandlung, Wien. Brosch. M. 5.—, Ganzleinenband M. 7.50.

Schon aus den ersten Seiten dieses ungewöhnlichen Buches, weht es uns wie Strindbergscher Geist an: der alte Mesurat und seine beiden Töchter leben nebeneinander im einsamen Haus einer kleinen Provinzstadt — jeder für sich mit seinen eigenen Qualen beschäftigt, kalt, feindlich und boshaft zueinander. Dann wieder glauben wir Franz Kafka zu lesen, denn wie er dringt Julien Green in unbewußte seelische Vorgänge, bis sie körperlich greifbar erscheinen, und läßt körperlich Greifbares hinter dichten Traumnebeln verschwinden. Und wie bei Pirandello bleibt die zweite Hauptgestalt des Romans lange verborgen. Zu den drei Dichtern des Geheimnisvollen und des Entsetzens gesellt sich nun Julien Green.

Die Liebe der schönen einsamen Adrienne zu Dr. Maurecourt — den sie nur einmal flüchtig gesehen hat — wird zur Leidenschaft, die sich an ihrem eigenen Feuer nährt und die ganz objektiv die Handlung, die Menschen und ihre Schicksale wie eine eigene unabhängige Kraft beeinflußt. Das Leben Adriennes, deren Geist sich immer mehr verdüstert, besteht in der Hoffnung einer zweiten Begegnung, ihre Beschäftigung ist auf Gedanken und Pläne beschränkt, wie etwa in die Nähe des weißen Hauses zu kommen, wo „er" wohnt. Doch wie sie mit der Wirklichkeit zusammenstößt, bricht sie zusammen.

Der junge Romandichter ist amerikanischer Herkunft, doch sind seine Werke von der sogenannten amerikanischen Literatur weit entfernt. Sie sind in französisches Milieu versetzt und mit französischem Geiste geschrieben. B. T.

Charlie Chaplin: „Hallo Europa!"

Paul List Verlag, Leipzig.

Die Zeit ist längst vorbei, da Filmschauspieler und Filmstücke mit Geringschätzung als Vergnügungen für das ungebildete Volk betrachtet wurden und man nur ängstlich zu gestehen wagte, daß man ganz gerne ins Kino gehe. Der

ungeheuer rapide wahrhaft künstlerische Aufschwung, den die Filme in den letzten Jahren genommen haben, mag die Änderung der früheren Einstellung begründet haben. Unter den Filmkünstlern ist Charlie Chaplin der genialste und nichts ist ergreifender, als den Künstler als Menschen von sich erzählen zu hören. — Charlie möchte gerne einmal faulenzen. Amerika, das hastende, arbeitende, versteht ihn nicht. Doch, es ist so: Charlie möchte einmal sich selbst entfliehn und gerne ganz unoffiziell, wie andere Menschen sein. Es gelingt ihm nicht. Er wird erdrückt, erstickt von der Liebe der Abertausenden, die er in trauriger Zeit das Lachen gelehrt. Und trotzdem ist er garnicht blasiert, ja aufgeregt, verlegen und glücklich wie ein Kind, sobald er englischen Boden betritt. Welch übergroße Liebe zur Heimat! Allein will er die Londoner Winkelstraßen seiner Kindheit wiedersehen und kann sich von ihnen nicht trennen. Thomas Burke, Barrie und Wells, den er besonders liebt, treten uns aus diesem Buche menschlich nahe, denn mit feinem psychologischen Scharfsinn, voll Humor und Gemüt betrachtet er sie, die Menschen und die Städte.

Charlie Chaplins merkwürdig melancholische Augen und sein eigenartig beseeltes Spiel haben oft die Vermutung hervorgerufen, daß er jüdischer Herkunft sei. Was er selbst darüber schreibt, bestätigt dies nicht. Aber gegen Schluß des Buches erzählt er einem kleinen jüdischen Mädchen: „Ich bin kein Jude, aber ich habe bestimmt einen Tropfen davon in meinem Blut. Ich hoffe wenigstens.“ Charlie Chaplins Buch, dem köstliche Bilder beigefügt sind, erweckt jene erschütternde Freude, die wir bei seinen Filmstücken in uns erfahren. —ta.

Tauchnitz Edition: „Collection of British and American Authors.“

A. Birmingham: „Die Ausreißer.

Geh. Mk. 1.80, geb. 2.50.

Diese Novelle wirkt wie ein meisterhaftes Lustspiel. Eine ungewöhnliche Handlung voll Überraschungen, mit prachtvollen Charakteren und ursprünglicher Heiterkeit! Prinz Benedek Rudolf von Andanian (einem obskuren Staat auf dem Balkan), in London aufgewachsen und höchst unwillig die ihm liebe Stadt zu verlassen, verweigert die Annahme der Krone. Von den interessierten Politikern gequält, reißt er am Vorabend seiner Hochzeit aus und flüchtet in ein irländisches Dorf, wo er bei einem Pfarrer Unterkunft findet. Seine Braut, die er fälschlich politischer Ambitionen verdächtigt, reißt auch ihrerseits aus, um nicht Königin von Andanien zu werden, ohne übrigens von seiner Flucht zu wissen. Ganz London ist über das doppelte, geheimnisvolle Verschwinden betroffen. Man vermutet einen Raub. Es ergeben sich die sonderbarsten Kombinationen. Während es in London brodelt und zischt, ruht Prinz Benjy in Fennard aus. Als „Verfolgter“ wird er von den Bewohnern des Dorfes in rührender Weise beschützt, die Köchin Bridgy kämpft für ihn wie eine Löwin. Die vielen Irrtümer, die Flucht einer dritten beteiligten Person aus London und schließlich „the happy end“ sind voll Humor und Herzlichkeit. Die köstlichen Dorfszenen, die scharfe Erfassung und Wiedergabe des irländischen Charakters und nicht zuletzt die flotte Sprache erhöhen den Genuß der Lektüre.

W. Somerset Mangham: „Der bemalte Schleier.“

Geh. Mk. 1.80, geb. 2.50.

„... der bemalte Schleier, den jene, welche leben, das Leben nennen“ — so lautet das Motto des Buches. W. Somerset Mangham ist nicht mit Unrecht einer der bekanntesten Schriftsteller des heutigen Englands. Er geht ohne Umschweife auf den Kern einer Sache los und nennt sie beim richtigen Namen. Seine Geschichten sind wahr, seltsam und hart wie das Leben selbst. Gerne hätte der Leser gesehen, daß Kitty ihren Mann schließlich doch liebenswert findet und sie sich nach der langen Fremdheit wiederfinden, doch wäre der Effekt zu billig. Kitty ist frivol und gedankenlos und muß durch viel Leid und Bitternis gezerrt werden, bis sie, sich selbst bekämpfend, den Sinn des Lebens findet und die Welt in tiefer Schönheit neu erblickt. Eine Stadt in China und eine von Krank-

heit verheerte Kolonie bilden die äußere Umgebung.

Von demselben Schriftsteller ist auch „Ashenden oder Der britische Agent“, die Erzählung einiger nicht weniger als angenehmen Erfahrungen während des Weltkrieges. Man gewinnt einen Einblick in das ganze geheime, ruchlose Spionagesystem, das im Hinterland vor sich ging. „Im Krieg ist alles erlaubt“ war das Motto und die Rechtfertigung für jede schändliche Tat. Mit ungeheurer List und nicht minderer Grausamkeit wurden die heiligsten Gefühle, wie Liebe und Freundschaft zu Spionagezwecken verwendet und mißbraucht. Die große Menschenkenntnis des Dichters, sein befreiender Humor und die ungewollte, stets wechselnde Romantik machen die Lektüre des Buches sehr spannend.

J. Galsworthy: Spanische Schlösser und andere Reden.“

Geh. M. 1.80, geb. 2.50.

Dieses Buch enthält eine Sammlung von Galsworthys Reden, Vorworten, Erinnerungen, Gedanken usw., alle über Schriftsteller oder vom Standpunkte des Schriftstellers aus. Der Dichter soll Schönheit und die Liebe zur Schönheit lehren, die nicht nur in schönen Farben und feinen Formen besteht, sondern in Gesundheit, Stärke, Gleichmaß, Lebensfreude und richtiger Lebensführung. In den Artikeln „Wo wir stehn“ und „Internationale Gedanken“ skizziert Galsworthy den sozialen und politischen Stand unserer Zeit. In seiner im Jahre 1924 gehaltenen ausgezeichneten Rede über „den Ausdruck“, vertieft er sich in Betrachtungen hervorragender Dichter, führt Beispiele an und zeichnet die Bedeutung und Eigenart der englischen Sprache. Aus dem Aufsatz „Erinnerungen an Conrad“ und dem „Vorwort zu Conrads Theaterstücken“ erhalten wir wertvolle Hinweise auf den großen englischen Dichter der Abenteuer. Begeistert sind seine Worte über den Naturfreund Hudson, scharf und wahr die Profile sechs berühmter Romanschriftsteller. Für alle Freunde betrachtender Literatur ist dieses Buch ein rechter Genuß. —a.

„Stallings Bilderbücher und Jugendschriften.“

Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.

Der verdienstvolle Verlag, dessen Kinderbücher- und Jugendschriften-Abteilung nunmehr 10 Jahre besteht, hat uns seine Neuerscheinungen eingesendet, die wert sind, hier auch in Hinblick auf die kommenden Geschenktage besprochen zu werden.

Eine lustige Negergeschichte „Der kleine schwarze Sambo“ von Helene Bannermann (M. 3.20) ist aus dem Englischen übersetzt und braucht deshalb keiner weiteren Empfehlungen, denn es ist bekannt, wie köstlich und mustergültig englische Kinderbücher sind. Das Buch ist voll farbenfroher Bilder und wird auch bei uns in kürzester Zeit zu den beliebtesten Büchern gehören. — Eine vom gleichen Maler (Helmut Skarbina) illustrierte Mopsgeschichte von Karlheinz Ohlendorff: „Möpschen hat Zahnschmerzen“ (M. 3.20), die Angst vor Dr. Pfeffertee und der glücklich gezogene Zahn sind von ungemein drolliger, lustiger Wirkung. — Helmut Skarbina zeichnet auch die humorvollen Bilder in „Das lustige Kasperlebuch“ von Albert Sixtus (M. 3.20). „In Frau Dicklichs guter Stube saß ein armer Kasperbube“ doch gefällt es ihm hier nicht und er geht in die weite Welt.

Ganz besonders zart und fein, für kleine Mädchen geeignet, sind „Grünbart, das Mosmännchen“ von Albert Sixtus (M. 3.80) und „Däumelinchen“ von Andersen (M. 3.80). Beide Bücher sind von Else Wenz-Viëtor, der Bilderbuchmeisterin, illustriert und wirken ganz entzückend. Das Moosmännchen findet nach langem Suchen eine feine Frau und Daumelinchen nach vielen Leiden sogar den König der Blumenengel. — In „der lustigen Tierschau“ von Karl Rohr (M. 3.—) sehen wir viele wilde Tiere mit kleinen Negern, die allen Kindern großen Spaß bereiten werden.

„Der Puppenmeister“ von Kathleen Colville mit Bildern von Hildegard Weinitschke (M. 3.80) ist eine spannende Geschichte. Ein alter böser Mann stiehlt eine ganze

Kiste Marionetten, die nach vielen Abenteuern vom kleinen Willo wiedergefunden werden. Das Buch hatte in England großen Erfolg.

In demselben Verlag sind auch zwei hervorragend gute Jugendschriften neu erschienen. „Tiermärchen aus aller Welt“ von Will Vesper (M. 2.80), einer Sammlung schönster kluger, heiterer und lebendiger Geschichten von Wolf und Fuchs, von Rabe und Hahn, Schwalbe und Nachtigall und vielen mehr und „Die Historie von Reinecke dem Fuchs“ (M. 2.80), die von Will Vesper neu erzählt, aufsprudelt in Fröhlichkeit und Schabernack.

Der Verlag Stalling hat sich auf dem Gebiete des Kinderbuches sehr verdient gemacht, da es vornehmlich ihm zuzuschreiben ist, wenn die unkindlichen Bücher mit den viel zu schweren Erzählungen immer mehr im Verschwinden begriffen sind. —bt.

Personalnachrichten, Mitteilungen.

Br. Expräsident Haas gestorben.

Kurz vor Redaktionsschluß trifft uns die Nachricht vom Hinscheiden unseres, um die Großloge und ganz besonders auch um diese Zeitschrift, hochverdienten Bruders Expr. Dr. Haas. Wir werden in der nächsten Nummer eine Würdigung seiner Persönlichkeit und seiner Bedeutung für den Orden bringen.

Einführungen.

In die w. „Freundschaft“ (Teplitz) die Brüder: Heinrich Baum, Kaufmann in Brüx, Ringstraße 398; Max Baum, Kom. Rat, Kaufmann in Brüx, II. Platz; Dr. Fritz Guttmann, Facharzt für Nasen- und Ohrenkrankheiten, Bodenbach, Bergstraße; Jakob Lamberg, Kaufman in Bodenbach, Teplitzerstraße 345; Josef Lang, Teplitz-Schönau, Hohenlohestraße 2; Dr. Maximilian Liebstein, Stadtarzt in Turn-Teplitz, Josefstraße 8.

In die w. „Veritas“ (Saaz) die Brüder: Walter Abeles, Landwirt in Struhař bei Lubenz; Viktor Taußig, Kaufmann, Rakovník.

In die w. „Praga“ die Brüder: Dr. Karl Grünbaum, Prag II., Vojtěšská 3; Dr. Konrad Nowak, Prag XII., Brandlova 37; Ing. Alex. Rott, Prag II., Havlíčekplatz 17; Dr. Friedrich Wertheimer, Byšice.

In die w. „Philanthropia“ (Reichenberg) die Brüder:

Paul Fischl, Reichenberg, Bergring 15; Walter Fischl, Reichenberg, Gustav-Schirmerstraße 3.

Sterbefälle.

Br. Daniel Steinschneider d. w. „Moravia“, eingeführt am 29. November 1896, gest. 25. Oktober 1928.

Br. Edmund Raubitschek d. w. „Philanthropia“, eingef. am 14. April 1897, gest. am 24. Oktober 1928.

Br. Dozent Alfred Kraus d. w. „Bohemia“, eingef. am 8. Mai 1926, gest. 28. Oktober 1928.

Br. Karl Pollak d. w. „Karlsbad“, eingef. am 1. Juni 1895, gest. 1. November 1928.

Br. Karl Gottlieb Fischmann d. w. „Bohemia“, eingef. am 20. Jänner 1912, gest. 25. Okober 1928.

Br. Raimund Mautner d. w. „Philantrophia“, eingef. am 25. Feber 1920, gest. 12. November 1928.

Adressenänderung.

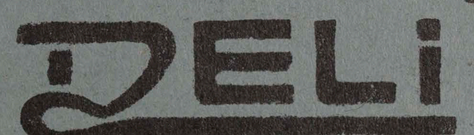
Br. Expr. Siegmund Ferda, (Alliance) wohnt jetzt: B.-Budweis, Lanova 5; Br. Ing. Karl Běhal (Bohemia): Prag XVIII., Postamt 48; Br. Doz. Dr. Benda (Bohemia): Prag II., Lützowova 30; Br. Dr. Arthur Fischmann (Bohemia): Prag V., Pařížska 17a; Dr. Karl Klein (Praga): Prag I., Královdvorská 16; Br. Willy Konstandt (Moravia): Brünn, Úvoz 17.

Br. Dr. Emil Pick („Bohemia“), wohnt nunmehr Prag II., Revoluční 16; Br. Berthold Klepetař („Moravia“), Prag XII., Čerchovská 8; Br. Dir. Max Lichtenstein, Prag XIX., Ul. Alb. Bráfa 11.

Ausgetreten ohne Abgangskarte.

Karl Beständig aus der w. „Bohemia“.

Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Friedrich Thieberger, Prag I., Kaprová 13. — Inseratenverwaltung: Oberstaatsbahnrat Ing. Weil, Prag, Dlouhá tř. 18. — Die Benützung der Zeitungsmarken wurde von der Post- und Telegraphendirektion in Prag unter Zahl 182.082 ex 23 bewilligt.


DELI

Druck von Heinr. Mercy Sohn in Prag.
Die Benützung der Zeitungsmarken wurde von der Post- und Telegraphendirektion in Prag unter Zahl 182.082 ex 23 bewilligt.